LIBRARIES
UNIVERSITY OF WISCONSIN–MADISON

Aufwärts. Jahrgang 15, Nr. 6 June 15, 1962

Köln: Bund-Verlag, June 15, 1962

https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:
http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

728 State Street | Madison, Wisconsin 53706 | library.wisc.edu

aufwärts 6

Köln, 15. Juni 1962 · 15. Jahrgang · Preis 50 Pfennig · G 1394 E

Hiltraud und Norbert auf der 6. Jugendkonferenz der IG Metall · Foto: Udo Hoffmann

Briefe an die Redaktion

Lieber Kollege!

So sehr man unterstreichen muß, was Kollege Wozniak in bezug auf die höchst ungenügende soziale Situation der Verkäuferin sagt, so wenig kann man andererseits die Statistik der Standesämter und eine Beobachtung, die man jeden Tag persönlich machen kann, mit ein paar Worten aus der Welt schaffen.
Es gehört zum Eindruck jeden Ausländers, der neu in die Bundesrepublik kommt, daß er über die Fülle wohleingerichteter, repräsentativer Läden staunt, zu denen naturgemäß auch die hübschen, gepflegten und trotz mancher Mängel im Gros immer noch liebenswürdigen Verkäuferinnen gehören. Dieses „Angebot" angenehm wirkender, aufgeschlossener junger Frauen muß ganz einfach einem Mann im Heiratsalter auffallen. Die Ladengeschäfte in Deutschland haben vor dem Kriege weitaus trister gewirkt als heute; desgleichen die Verkäuferinnen, die damals wesentlich mehr dienstbare Geister waren als jetzt, wo sie freier als „junge Damen" auftreten können. Angesichts der gewaltigen Zahl der weiblichen Verkaufskräfte behaupten zu wollen, diese würden im wesentlichen „Kollegen" heiraten, ist barer Unsinn. Ich kenne persönlich mindestens ein Dutzend ehemaliger Verkäuferinnen, die alle keinen Verkäufer heirateten! (Zahlreiche Läden, wie z. B. der Konsum, beschäftigen zwar viele Frauen, aber kaum einen Mann!)
Es ist also eine Selbstverständlichkeit, daß die aufgeweckten und hübschen jungen Frauen, die immer im Laden sozusagen auf dem Präsentierteller stehen, schneller und leichter heiraten können als solche, die im Verborgenen ihr Licht unter den Scheffel stellen müssen!
Ob der Einzelhandel diese Statistik zum Zweck eigener Werbung mißbraucht hat, ist mir unbekannt. Vielmehr habe ich die nackten Zahlen der Statistik, die ich in der Tagespresse fand, nebst meinen persönlichen Beobachtungen zur Unterlage des kleinen Feuilletons gemacht und dazu Illustrationen herstellen lassen. Überflüssig zu betonen, daß ich weder mit dem Textil-Einzelhandel noch irgendeiner anderen Arbeitgeber-Organisation jemals die geringste Verbindung unterhielt!
Mit den besten Grüßen Ihre L. Weber

Lieber Kollege Dohrenbusch!

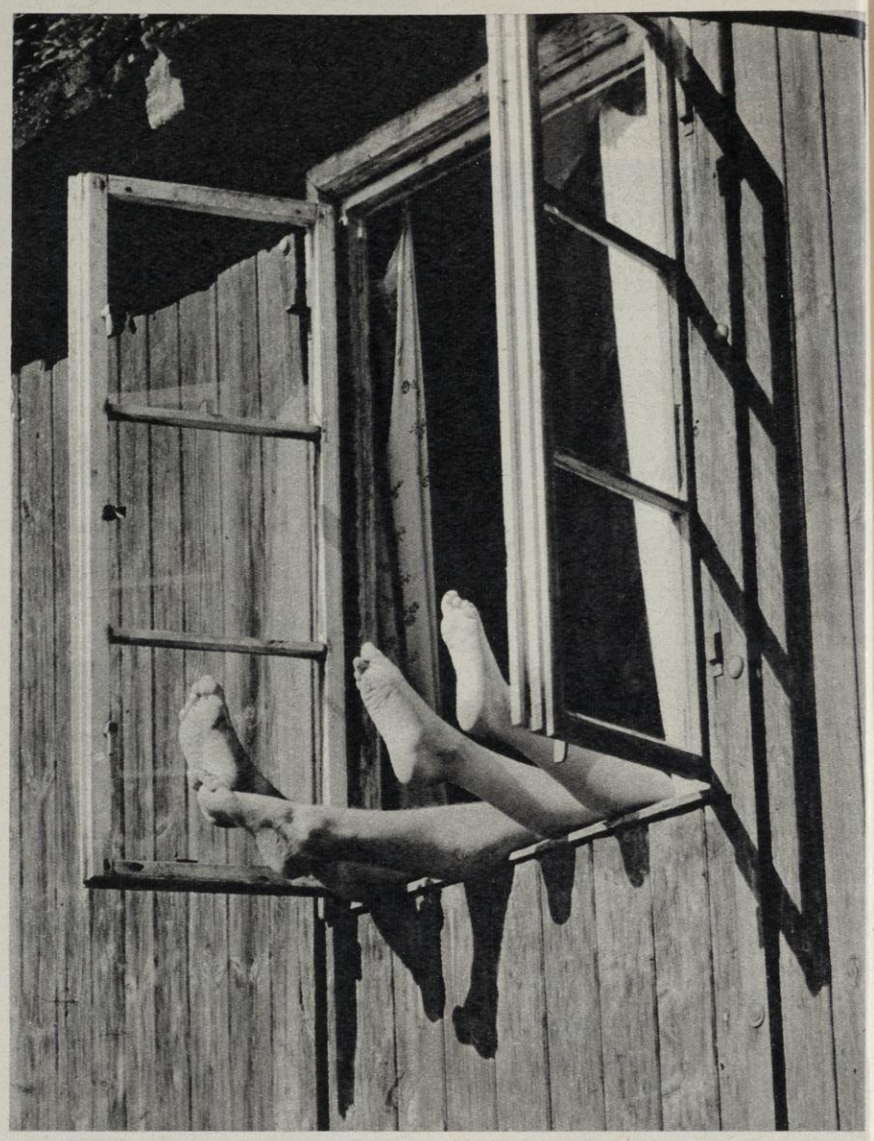
Als ständiger Leser des von mir sehr geschätzten „Aufwärts" muß ich leider erstmalig auf einen groben Fehler hinweisen. Der Artikel in Nr. 5, Mai 1962, „Vorsicht! Fußangeln für Lehrlinge!" ist an den Stellen objektiv falsch, wo behauptet wird (die Tendenz eindeutig ist), das Handwerk wäre daran interessiert, Lehrlinge bei den Gesellenprüfungen durchfallen zu lassen. Im Gegenteil! Meine Berufskollegen, die Handwerkslehrlinge in der Pflichtberufsschule betreuen, können Ihnen hier in Solingen und überall mühelos beweisen, daß wir darum kämpfen, Prüfungsergebnisse zu erhalten, welche mit den vielen schlechten Noten in den Berufsschulzeugnissen übereinstimmen.
Das Handwerk (die Innung) läßt nur ungern jemand bei der Gesellenprüfung durchfallen, denn gerade im Handwerk ist die Gefahr sehr groß, daß der diesbezügliche Lehrmeister regreßpflichtig gemacht wird.
Zwischen den Lehrabschlußprüfungen seitens der Industrie- und Handelskammern und den der einzelnen Innungen besteht ein gewaltiger Unterschied. Nur die Industrie- und Handelskammern melden halbjährlich in groß angelegten Zeitungsberichten schlechte Prüfungsergebnisse. Das Handwerk, die Innung als Prüfungskommission, niemals.
Die „Neue Rhein-Zeitung", Ausgabe Solingen, berichtete am 14. Mai 1962 in ihrem Artikel „Bleiben Sie dem Handwerk treu", daß sich im Stadtkreis Solingen 331 Handwerkslehrlinge zu Ostern 1962 der Gesellenprüfung unterzogen und 304 bestanden. Die „Rundschau" meldete unlängst, daß im Kalenderjahr 1960 im „Freistaat" Bayern der Prozentsatz der durchgefallenen Gesellenprüflinge 3 v. H. betrug.
Wer wird denn noch Handwerker? Nur derjenige, der keine kaufmännische oder industrielle Lehrstelle bekommen konnte. Die berühmten seltenen Ausnahmen bestätigen doch die Regel. Namhafte Industriebetriebe stellen niemals Lehrlinge mit Hilfsschul- oder mangelhafter Volksschulbildung ein, aber die meisten Handwerksmeister. Ich weise Ihnen gern nach, daß sogar die Kreishandwerkerschaft auf mein Ersuchen Lehrmeister schriftlich aufforderte, wegen ungenügender praktischer und theoretischer Leistungen Lehrverhältnisse zu lösen. Zum größten Teil vergeblich.
Es liegen viele amtliche Berichte vor, daß das Handwerk noch immer mehr Nachwuchs ausbildet als es späterhin als Gesellen beschäftigt. Denn ehe man in Deutschland Fabrikarbeiter, Straßenbahnschaffner, Eisenbahner, Briefträger, Feuerwehrmann oder Berufssoldat wird, erwirbt man im allgemeinen zuvor die Gesellenprüfung.
Abschließend möchte ich meine Bereitschaft erklären, einer wirklichkeitsnahen Berichterstattung über die Verhältnisse im Handwerk gern Hilfestellung leisten zu wollen. Berichten Sie doch einmal über die sehr unterschiedlichen Prüfungsanforderungen zwischen Industrie und Handwerk, über die unterschiedlichen Gesellenprüfungen im Handwerk (von Innung zu Innung und damit von Ort zu Ort verschieden), über die Zusammensetzung der Gesellenprüfungsausschüsse, über Gesellenprüfungen, die in den späten Abendstunden und an Sonntagen stattfinden.
Mit freundlichem Gruß
Wolfgang Thien

Fremde Länder, andere Sitten ...

Viele Kollegen verbringen ihren Urlaub im Süden. Frankreich, Italien und Spanien sind auch für Arbeiter und Angestellte keine unerreichbaren Traumgestade mehr. Selbst England und die Grüne Insel, Irland, sind begehrliche Urlaubsziele geworden.
Wer seinen Urlaubsaufenthalt außerhalb der deutschen Sprachgrenze verbringt, hat dabei nicht nur Gelegenheit durch taktvolles Verhalten fremden Lebensgewohnheiten gegenüber die Völkerverständigung zu fördern, sondern er kann außerdem durch Erlernen einer Fremdsprache den einfachsten Weg zum Brückenbau über das Trennende der Vergangenheit finden: das persönliche Gespräch von Mensch zu Mensch!
Die Briefschule, das gewerkschaftliche Fernlehrinstitut, hat je einen Lehrgang für Englisch und Französisch herausgebracht, die im Anschluß an die bewährte Methode Toussaint-Langenscheidt zum Selbststudium anregen und anleiten. Wie in jedem der Briefschul-Lehrgänge sind auch hier Prüfungsaufgaben festgesetzt. Gewissenhafte Fachlehrer korrigieren die Lösungen und beraten die Studienteilnehmer. Anfragen und Anmeldungen sind zu richten an:
Die Briefschule, Frankfurt/M., Untermainkai 66.

„aufwärts", illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im Bund-Verlag GmbH. Köln-Deutz, Schließfach 409. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf.
Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung: Hans Dohrenbusch. Tel. 83881. „aufwärts" erscheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,50 DM einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. Kupfertiefdruck: DuMont Presse, Köln.

Foto: Oscar Poss



Der Städter träumt von Ferien

Von Erich Kästner

Die Jahreszeiten wandern durch die Wälder.
Man sieht es nicht. Man liest es nur im Blatt.
Die Jahreszeiten strolchen durch die Felder.
Man zählt die Tage. Und man zählt die Gelder.
Man sehnt sich fort aus dem Geschrei der Stadt.

Das Dächermeer schlägt ziegelrote Wellen.
Die Luft ist dick und wie aus grauem Tuch.
Man träumt von Äckern und von Pferdeställen.
Man träumt von grünen Teichen und Forellen.
Und möchte in die Stille zu Besuch.

Die Seele wird vom Pflastertreten krumm.
Mit Bäumen kann man wie mit Brüdern reden
und tauscht mit ihnen seine Seele um.
Die Wälder schweigen. Doch sie sind nicht stumm.

Man flieht aus den Büros und den Fabriken.
Wohin, ist gleich! Die Erde ist ja rund!
Dort, wo die Gräser wie Bekannte nicken
und wo die Spinnen seidne Strümpfe stricken,
wird man gesund.

Gesetz zur Rettung des Friseurhandwerks

Kaum ist das Jugendarbeitsschutzgesetz in Kraft getreten, wurde es vom Bundestag geändert. Wer jedoch geglaubt hatte, daß es sich hier nur um eine Verbesserung des Jugendschutzrechtes handeln könne, wurde enttäuscht. Vor allem der FDP-Bundestagsfraktion hatten es die armen Friseure angetan, deren Lehrlinge nach dem neuen Jugendarbeitsschutzgesetz an sage und schreibe „zwei Samstagnachmittagen im Monat" der kunstfertigen Hand des Meisters nicht zuschauen, den Kunden nicht diensteifrig den weißen Umhang anlegen und ansonsten die mit scharfem Schnitt abgetrennten Haare schleunigst aus dem Blickfeld befördern durften. Ja, sie konnten sich an diesen Nachmittagen auch nicht in selbstloser Hingabe der Reinigung der Waschbecken und Spiegel zuwenden, bis sie im neuen Glanz erstrahlten. Unsagbar bitter war jedoch für die Friseurmeister, daß dieses Verbot auch für die Lehrlinge im 2. und 3. Lehrjahr galt, die sich oft nicht weniger kunstbeflissen höchst eigenhändig mit den Haarschöpfen der männlichen und weiblichen Kunden befaßten. Für den Meister zweifellos eine besonders einträgliche Angelegenheit. Es muß wie ein Alptraum auf den deutschen Figaro-Meistern gelegen haben. Auf Grund des Ausfalles ihrer wahrlich gering dotierten Stifte an zwei Samstagnachmittagen sahen sie schon ihre Einkünfte um ein beträchtliches geschmälert.

Was Wunder, daß sich die Partei der aufrechten Freien Demokraten dieses Falles, der die Existenz eines sich allgemeiner Gunst erfreuenden Standes bedrohte, in seltener Einmütigkeit und kurz entschlossen annahm. Schon lag der Entwurf der FDP für ein Änderungsgesetz zugunsten der Friseurmeister vor. Sicherlich zu ihrem tiefsten Bedauern konnte jedoch dieses für den Bestand des deutschen Friseurhandwerks so wichtige Änderungsgesetz aus Zeitgründen vom 3. Bundestag nicht mehr behandelt werden. Doch kaum waren die Bundestagswahlen vorbei, ging die FDP allsogleich unermüdlich ans Werk. Sie rastete und ruhte nicht, bis sie auch ihren großen Koalitionspartner für das wahrlich selbstlose Anliegen gewonnen hatte. So wurde der Entwurf erneut eingebracht. Im Bundestagsausschuß für Familien- und Jugendfragen geschah nun etwas, was Kenner der sozialpolitischen Situation befürchtet hatten. Der ehemalige Vorsitzende des Bundestagsausschusses für Familien- und Jugendfragen, MdB Emil Kemmer (CSU), stellte mit immer freundlichem Augenaufschlag den Antrag, dem Bundestagsausschuß für Arbeit zu empfehlen, auch sonstige „Verschlechterungs-" – *Entschuldigung:* „Änderungsvorschläge" hinsichtlich einer Einbeziehung in die Novelle zu überprüfen. Dieses Spiel machten allerdings die inzwischen vom DGB alarmierten Mitglieder des federführenden Ausschusses für Arbeit nicht mit, so daß der Anschlag gegen grundsätzliche Bestimmungen des Jugendarbeitsschutzgesetzes abgeschlagen wurde. Zur Sache selbst aber empfahlen der Bundestagsausschuß für Familien- und Jugendfragen und der Rechtsausschuß, den Jugendlichen als Ausgleich zumindest den ganzen Montag freizugeben. Dieses jedoch mißfiel der Mehrheit des Ausschusses für Arbeit ebenfalls, zumal die fleißigen Friseurmeister vorgerechnet hatten, daß in diesem Fall die Jugendlichen nur an 5 Tagen mit je 8 Stunden – also insgesamt 40 Stunden in der Woche – zur Verfügung stehen würden. Und leider, leider würden natürlich diese wenigen Stunden nicht genügen, um alle Lehrlinge genügend auszubilden, *siehe oben!* So faßte denn der Bundestagsausschuß für Arbeit den wenig weisen Beschluß, lediglich den Montagvormittag bis 13 Uhr freizugeben.

Wie vorauszusehen, kam es dieserhalb im Bundestag am 9. Mai 1962 während der 2. und 3. Lesung zur harten Schlacht. Die SPD machte es den Mehrheits-Mannen nicht leicht. Konnten sie doch auf den Beschluß des Deutschen Bundesjugendringes hinweisen, der die Abgeordneten davor warnte, den jugendlichen Friseuren nicht einmal mehr zwei freie Samstage im Monat zu gewähren. Diese Jugendlichen würden praktisch von allen Bildungs- und Erholungsmaßnahmen am Wochenende ausgeschlossen sein.

Vor allem der frischgebackene Bundestagsabgeordnete Harry Liehr, seines Zeichens Leiter der Abteilung „Jugend und Berufsausbildung" beim DGB-Landesbezirk Berlin, stritt recht wacker. Er rief der Gegenseite zu, daß es ihnen doch nicht ernst sein könne damit, im Zeichen der 5-Tage- und 40-Stunden-Woche die jugendlichen Friseure nicht nur an jedem Samstag, sondern auch noch an jedem Samstagnachmittag beschäftigen zu lassen und als Ersatz überhaupt keinen Nachmittag mehr zur Verfügung zu stellen, sondern nur den Montagvormittag, an dem schon nach dem Ladenschlußgesetz eine Beschäftigung der Arbeitnehmer überhaupt unzulässig ist. Er setzte der Gegenseite sichtlich schwer zu. Die Front drohte ins Wanken zu geraten. Die Koalition mußte weitere Streiter aufbieten, um den schwankenden Reihen wieder den Rücken zu stärken.

Zweifellos am dürrsten waren die Rechtfertigungsversuche von MdB Dürr (FDP); sprach er doch davon, daß am Montagnachmittag sowieso nur wenige Prozent der Friseurbetriebe im Bundesgebiet geöffnet haben, nämlich nur diejenigen, die am Samstagnachmittag geschlossen haben. Wenn dem so ist, konnte doch Herr Dürr mit seinem Anhang leichten Herzens dem Antrag der SPD, den Jugendlichen den ganzen Montag freizugeben, zustimmen. Weshalb nur taten sie es nicht?

Aber Herr Dürr sprach auch den bedenklichsten Satz an diesem Tag. Er sagte wörtlich: „Wenn wir auf anderen Gebieten zu der Überzeugung kommen, das Jugendarbeitsschutzgesetz müsse geändert werden, werden wir in der gleichen Weise, wie das hier geschehen ist, unsere Anträge stellen." Man höre richtig, also in der gleichen Weise soll das geschehen. Mit anderen Worten geradezu eine Aufforderung an die Handwerksmeister, Betriebsinhaber und Syndizi, bitte sagt uns, wo das Jugendarbeitsschutzgesetz ein wenig zwickt, und wir werden im Bund mit unseren Gesinnungsgenossen schon dafür sorgen, daß dieses Jugendarbeitsschutzgesetz verwässert, ausgehöhlt und verschlechtert wird.

Nur zu verständlich, daß die 5. Bundesjugendkonferenz gerade Herrn Dürr und seinen Mannen einen reaktionären Kurs bescheinigte. Nun, die Gewerkschaften werden hierbei noch ein Liedchen mitzusingen haben, wenn aus solchen Vorhaben ernst werden sollte. Der Abgeordnete Liehr sagte es deutlich: „Wenn an eine weitere Novellierung des Jugendarbeitsschutzgesetzes gedacht und ernsthaft in Angriff genommen werden sollte, dann kann es sich nur um eine Verbesserung des geltenden Rechts handeln. Schließlich handelt es sich beim Jugendarbeitsschutzgesetz nicht um ein Gewerbeförderungsgesetz, sondern um ein Gesetz zum Schutze der arbeitenden Jugend."

Der Bundesrat hat inzwischen bewiesen, daß er ebenfalls dieser Auffassung ist. Er hat am 25. Mai gegen das Änderungsgesetz den Vermittlungsausschuß angerufen. Über den Vorschlag des Vermittlungsausschusses müssen Bundestag und Bundesrat erneut entscheiden. Der Bundesrat hat sich damit erneut als guter Streiter für den Schutz unserer Jugend am Arbeitsplatz gezeigt.

Felix Kempf

Heinz Brandt

Dreizehn Jahre

Es ist nicht zu fassen. Da ist ein Mensch, der sein ganzes Leben in den Dienst der Arbeiterbewegung gestellt hat und deshalb schon unter den Nazis elf Jahre lang durch die Konzentrationslager geschleppt wurde. Er kam noch einmal davon. Er lebte danach in der Sowjetzone Deutschlands und erkannte, daß in der sogenannten „Deutschen Demokratischen Republik" Freiheit und Demokratie keine Stätte haben, daß sich hier eins der finstersten stalinistischen Regime etabliert hat und sich nur durch Terror am Ruder halten kann.

1958 ging er in die Bundesrepublik. Die IG Metall stellte ihn als Redakteur ein. Als solcher flog er zur Berichterstattung zu einem Kongreß nach Westberlin. Da verschleppten ihn die Häscher Ulbrichts. Aus der ganzen Welt kamen die Proteste. Vergeblich. Nun hat man Heinz Brandt heimlich, bei Nacht und Nebel, zu dreizehn Jahren Zuchthaus verurteilt. Er blieb ohne Rechtsschutz. Anwälte, die ihn vertreten sollten, ließ man nicht zu. Der Terror Ulbrichts hat gesiegt über einen Menschen, der nichts anderes getan hat, als gegen jeden Terror auf unserer Welt seine Stimme zu erheben und dafür schon namenlose Opfer gebracht hatte.

Seine Verurteilung ist ein Urteil gegen alle freien Menschen auf unserer Erde. Sie sind aufgerufen, die Stimme des Protestes nicht verstummen zu lassen. Heinz Brandt muß seine Freiheit wiedererhalten.

Der Vorsitzende der IG Metall, Otto Brenner, sagte zu dem Schandurteil: „Auch nach diesem Schandurteil werden wir nicht nachlassen, Freiheit für unseren Kollegen Heinz Brandt zu fordern, so lange, bis er wieder unter uns weilt. Das ist unser aller Aufgabe, wenn Freiheit und Demokratie nicht nur Lippenbekenntnisse bleiben sollen."

Hadobu

Neue Uniformen

In Anbetracht der von der Bundesregierung beabsichtigten umfangreichen, große Kosten verursachenden Neugestaltung der Bundeswehruniformen erhebt der Deutsche Gewerkschaftsbund die Frage, ob schmale Hosen, taillierte Röcke, Paspelierungen und Silberlitzen in unserem Staat wichtiger sind als die Erfüllung der notwendigen sozialen Anliegen seiner Beamten, Angestellten und Arbeiter im öffentlichen Dienst?

Der DGB vertritt die Auffassung, daß diese hohen Ausgaben für derartige Äußerlichkeiten in krassem Gegensatz zu der ablehnenden Haltung der Bundesregierung gegenüber den berechtigten Lohn-, Gehalts- und Besoldungsforderungen der öffentlich Bediensteten zur Anpassung ihres Lebensstandards an die allgemeine Entwicklung stehen.

Handwerkskammern dürfen Lehrlingsvergütungen nicht festsetzen

In einem Grundsatzurteil vom 12. März 1962, dessen Begründung jetzt veröffentlicht wurde, stellte der Erste Senat des Bundesarbeitsgerichts fest, daß die Handwerkskammern nicht berechtigt sind, die Lehrlingsvergütungen mit bindender Wirkung festzusetzen. Das Bundesarbeitsgericht hat damit die vom Deutschen Gewerkschaftsbund seit je vertretene Rechtsauffassung bestätigt.

Das Bundesarbeitsgericht stellte fest, daß sich aus keiner Bestimmung der Handwerksordnung eine Befugnis der Handwerkskammern ableiten lasse, die Lehrlingsvergütungen verbindlich festzusetzen. Es vertrat die Auffassung, daß die Lehrlingsvergütungen sowohl arbeitsrechtliche als auch berufsrechtliche Elemente in sich vereinigen. Die Handwerkskammern seien jedoch nur befugt, rein berufsrechtliche Fragen, nicht aber solche gemischten Rechtscharakters – wie die Lehrlingsvergütungen – zu regeln. Dies ergebe sich aus dem geltenden Recht mit aller Klarheit. Lehrlingsvergütungen könnten nur auf dem Wege der freien Vereinbarung in Tarifverträgen bzw. im Einzelvertrag festgelegt werden.

Der Deutsche Gewerkschaftsbund erwartet, daß die Landesregierungen, die den Handwerkskammern Genehmigungen zur Festsetzung der Lehrlingsvergütungen erteilt haben, diese zurückzuziehen, nachdem das Bundesarbeitsgericht die Regelungen durch die Handwerkskammern für ungesetzlich erklärt hat. Er hofft, daß sich das Handwerk endlich bereitfindet, mit den Gewerkschaften über eine tarifvertragliche Regelung der Lehrlingsvergütungen zu verhandeln.

Junge Menschen

Fünfundzwanzig Kriegsdienstverweigerer aus der Bundesrepublik sind bereit, in der Zone als Facharbeiter zu arbeiten, wenn Pankow den verurteilten Redakteur Heinz Brandt freiläßt.

UNEF ...Bankette – Feste

Im Jahre 1910 wurde in Frankreich ein Studentenverband gegründet, der den Namen UNEF (Union Nationale des Etudiants de France, Nationaler Verband der Studenten Frankreichs) erhielt. Wie damals die Tätigkeit dieses Verbandes aussah, wird sehr anschaulich in einer Broschüre beschrieben, die derselbe Verband im Jahre 1961 herausgegeben hat: „Eine der zahlreichen Gesellschaften, die danach trachten, durch Bankette, Feste und sogar Orgien freundschaftliche Beziehungen zwischen den Studenten zu schaffen ..."
50 Jahre später könnte man die Tätigkeit der Organisation, die denselben Namen bewahrt hat, etwa so formulieren: „hat sich nach dem zweiten Weltkriege entschlossen für alle Rechte der französischen Studenten eingesetzt; hat es durch große Aktionen – und sogar Streiks – erreicht, daß die Studenten in das System der Sozialversicherung aufgenommen werden; hat durchgesetzt, daß billige Studentenrestaurants von den Behörden geschaffen und von den Studenten selbst verwaltet werden; hat dafür gekämpft, daß billige Wohnungen für Studenten gebaut werden; hat Pläne für eine Reform des Unterrichtswesens an den Universitäten ausgearbeitet; hat ..."
Aber wir kommen noch darauf zurück: stellen wir nur fest, daß aus dem harmlosen Verein, der Feste „und sogar Orgien" veranstaltete, eine regelrechte Gewerkschaftsorganisation geworden ist. Wenn heute in den Berichten der französischen Presse von den Gewerkschaftsorganisationen die Rede ist, die diese oder jene „Aktion" durchführen, diese oder jene Forderung stellen, so ist fast immer von der UNEF die Rede.
Eine lange Entwicklung war notwendig, um zu einer so entscheidenden und fast einmalig erscheinenden Umwandlung einer Organisation zu gelangen, vor allem eine gewisse soziale Entwicklung. Vor dem zweiten Weltkriege studierten an Frankreichs Universitäten fast ausschließlich die Söhne der „höheren und mittleren Bourgeoisie", wie kürzlich sogar in einer amtlichen Studie über die französischen Studenten festgestellt wurde. Jene, die vor dem Kriege Gelegenheit hatten, in Paris das „Quartier Latin", das Studentenviertel, zu besuchen, in dem sich die Sorbonne, die Universität, befindet, konnten das leicht feststellen. Man sah nur „gut aussehende" junge Leute, von sozialen Sorgen unbeschwert, die zumeist der monarchistischen „Action Française" angehörten und als ihr Idol Charles Maurras betrachteten, einen Philosophen, dessen Programm „Frankreich allein" hieß und der weder die Republik, noch die Deutschen, noch auch die Ausländer im allgemeinen und schon gar nicht die Juden liebte ... Zu ihm fühlten sich damals Tausende von Studenten hingezogen; zu ihm und zu den Festen und Orgien ...

Sozialer Ton

Es ist unbestreitbar, daß nach dem Kriege eine wesentliche Veränderung zu verzeichnen war, die viele veranlaßt, von einer „Demokratisierung" an den französischen Hochschulen zu sprechen. Gewiß: diese Demokratisierung steckt noch in ihren Anfängen, denn nur vier Prozent der französischen Studenten stammen aus der Arbeiterschaft. Hingegen ist festzustellen, daß zahlreiche kleine Beamte, Angestellte und mittlere Landwirte nach dem zweiten Weltkrieg zum ersten Male daran denken konnten, ihre Söhne auf eine Fakultät nach Paris, Montpellier, Caen oder Lyon zu schikken.
Diese – relative – Demokratisierung hat in erster Linie dazu beigetragen, daß aus dieser „UNEF" eine Organisation wurde, die ernsthafte soziale und pädagogische Forderungen zu stellen hatte. Aber auch die Tatsache, daß das Vermögen zahlreicher Angehöriger der Mittelschichten durch den Krieg sehr gelitten hatte: es kam jetzt darauf an, die Studien so rasch wie möglich zu beenden und nicht mehr – wie früher – ein fröhliches und beschwingtes Studentenleben zu führen, „ohne allzu viel Probleme", wie es im Jahre 1936 der Sekretär des Studentenverbandes formulierte ..., im Augenblick, als die französischen Arbeiter durch die berühmt gewordenen „Sitzstreiks" Lohnerhöhungen, die Einführung des Urlaubs und einer echten Sozialversicherung erzielten ...

Dem französischen Studentenverband gehören gegenwärtig 120 000 von etwa 230 000 Studenten an. Zieht man einen Vergleich mit den „richtigen" Gewerkschaftsorganisationen in Frankreich, so muß man – leider – feststellen, daß dieser Vergleich absolut zugunsten der Studenten ausfällt. Diese Studenten zahlen einen relativ hohen Beitrag, der im wesentlichen dazu dient, das große Sekretariat im Quartier Latin zu unterhalten und die verschiedenen „Aktionen" zu führen. An jeder Universität bestehen „Allgemeine Studentenassoziationen", die insgesamt – nach Fakultäten gruppiert – die Struktur der UNEF bilden, die alle Jahre einen Kongreß in einer der Universitätsstädte durchführt, für den die Delegierten in demokratischer Abstimmung an den verschiedenen Fakultäten gewählt werden.
Bereits vor dem zweiten Weltkriege war – wenn auch schüchtern – ein gewisser „Sozialapparat" geschaffen worden; es entstanden die ersten Restaurants für „unbemittelte" Studenten, zu denen jene Zutritt hatten, die – wenn ihnen das Glück lächelte – etwas von der mageren Subvention abbekommen hatten, die der Staat gewährte.

Revolutionäres Programm

Aber nach dem Kriege änderten sich die Dinge grundlegend: der Kongreß der UNEF, der im Jahre 1946 in Grenoble tagte, nahm, wie damals die Presse mit Erstaunen berichtete, ein „revolutionäres Programm" an: „Die französischen Studenten", so heißt es in einer Entschließung, die damals angenommen wurde, „erklären in einem Augenblick, da sich überall die Bestrebungen verstärken, der Welt der Arbeit und der Jugend größere Rechte zu verschaffen, daß der französische Student das Recht auf Arbeit und bessere Lebensbedingungen und das Recht auf freie gewerkschaftliche Betätigung hat ..."
Zum ersten Male klang in den Entschließungen des Verbandes ein „sozialer" Ton durch, der nichts mit irgendeinem „Paternalismus" zu tun hatte, sondern das Echo auf Forderungen war, die „von unten" kamen, von jenen Studenten, die nichts mehr von der „Action Française", nichts mehr von „Festen, Banketten und sogar Orgien" wissen, sondern „mit dem Volke an einer besseren Gesellschaftsordnung bauen und die Freiheit gegen jede Unterdrückung verteidigen wollten", wie es ebenfalls in der fast einstimmig angenommenen Entschließung des Kongresses in Grenoble hieß.

Studentenstreik

Was hat der französische Studentenverband seitdem getan und wofür setzt er sich gegenwärtig ein? Im Jahre 1948 wurde nach schwierigen Verhandlungen mit den Behörden – und nach einem zweitägigen Streik – erreicht, daß alle französische Studenten in das System der Sozialversicherung eingegliedert wurden. Im Jahre 1954 nahm das Parlament auf Betreiben des Studentenverbandes ein Gesetz an, das den Vertretern der Studenten einen Platz innerhalb der Organismen sicherte, die in Zusammenarbeit mit dem Erziehungsministerium die Beschlüsse für die Entwicklung und den Ausbau der Universitäten fassen. Im selben Jahre wurde durch einen gemeinsam mit den Gewerkschaften des Lehrerpersonals geführten Streik erreicht, daß die Kredite des Erziehungsministeriums, die als allzu gering betrachtet wurden, in nicht unerheblicher Weise erhöht wurden. Im Jahre 1959 – mitten im algerischen Krieg – führte der Studentenverband einen zweitägigen Streik durch, der in der Öffentlichkeit Aufsehen erregte: am 2. August hatte die Regierung im Amtsblatt ein Dekret veröffentlicht, das faktisch – und „angesichts der kritischen Lage in Algerien" – die Aufhebung jener Maßnahmen verfügte, die vorsahen, die Studenten bis zum Abschluß ihrer Studien vom Militärdient zu befreien ... Die Regierung machte ihre Maßnahme wieder rückgängig.
In allen Publikationen der französischen Arbeitergewerkschaften wird heute mit großem Respekt von der „UNEF" gesprochen, die, wie es ein führender französischer Gewerkschaftsfunktionär kürzlich feststellte, „eine Gewerk-

e und sogar Orgien...

schaftsorganisation buchstäblich aus dem Boden gestampft hat". In der Tat: die gegenwärtige französische Regierung ist gezwungen, mit dieser Organisation zu rechnen. Sie ist gezwungen, bei jedem die Universitäten betreffenden Projekt nicht nur die Vertreter des Lehrerpersonals zu konsultieren, sondern auch die Vertreter des Studentenverbandes. Die Arbeitergewerkschaften ihrerseits haben die Gewohnheit angenommen, zu jeder Veranstaltung und Konferenz, auf der in dieser oder jener Weise Jugendprobleme behandelt werden, Vertreter der UNEF einzuladen.

Arbeiterkinder an die Universität

Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß allerdings gesagt werden, daß sich der Studentenverband diese Sympathie in erster Linie erworben hat, weil er auf zwei Gebieten als „Avantgarde" auftrat: vor den Arbeitergewerkschaften hat er die Losung ausgegeben: „Die Arbeiterkinder an die Universität", und vor ihnen hat er die dann von den Arbeitergewerkschaften übernommene Losung herausgegeben: „Einen Vorlohn für die Studenten".
Ein „Vorlohn"? Der Staat soll Kredite zur Verfügung stellen, um den Söhnen der Arbeiter, die begabt sind, das Studium zu ermöglichen: das ist heute eine der Hauptlosungen der „UNEF". Der Staat soll einen „Plan" aufstellen, ein Hochschulreformgesetz vorbereiten, um das Unterrichtswesen zu „demokratisieren"; der Staat soll dazu beitragen, dem Studium seinen „Klassencharakter" zu nehmen, wie es in einer Entschließung des Studentenverbandes heißt.

Keine Korpsstudenten

Macht man heute einen Spaziergang durch das Quartier Latin, so sieht man überall die Plakate der Studentenorganisation: „Mehr Zimmer für Studenten, mehr Plätze in den Universitätsrestaurants, mehr Räume und mehr Platz in den skandalös überfüllten Universitäten; eine demokratische Hochschulreform . . ."
Junge Studenten aus der Bundesrepublik, mit denen wir dem Sekretariat der UNEF, in der Rue Soufflot, einen Besuch abstatteten, kamen aus dem Staunen nicht heraus: reges Treiben herrschte dort; der „Verantwortliche für die Information" gab uns in wenigen Minuten sachgemäße Auskunft über die sozialen Probleme der französischen Studenten („Nein, Korpsstudenten gibt es bei uns nicht . . . oder nicht mehr . . ."); wir erfuhren von einem anderen „Verantwortlichen" in kurzer Zeit, daß „Maßnahmen getroffen wurden, um noch engere Beziehungen mit dem algerischen Studentenverband aufzunehmen . . ."
Noch engere Beziehungen? Es ist an der Zeit, über die so vorbildliche Haltung der UNEF gegenüber dem algerischen Problem zu berichten. In dem Drama dieses „siebenjährigen Krieges" hat die Gewerkschaft der Studenten vielen anderen französischen Gewerkschaftsorganisationen den Weg gewiesen: im Mai 1958 nahm sie in vorderster Reihe an der Massenkundgebung gegen die Putschisten in Algier teil. Im Februar 1960 nahmen auf Aufforderung der UNEF 80 v. H. der französischen Studenten gemeinsam mit den Arbeitergewerkschaften an dem Streik gegen die „Barrikadenhelden in Algier" teil. Mehr noch: im selben Jahre nahm der Kongreß des Studentenverbandes in Lyon mit 544 gegen 104 Stimmen eine Entschließung an, in der Verhandlungen mit der FLN für den Abschluß des Friedens in Algerien gefordert wurden. Der Forderung folgte eine revolutionär zu nennende Tat: im Juni desselben Jahres beschloß die UNEF, Verbindung mit dem algerischen Studentenverband aufzunehmen, der vom gaullistischen Regime an den französischen Universitäten aufgelöst worden war; als „Verrat" bezeichnete ein Teil der französischen Presse die Tatsache, daß eine Delegation der UNEF nach Lausanne reiste, um mit den Vertretern der algerischen Studenten zusammenzutreffen . . .
Kurz darauf begingen die Vertreter der Arbeitergewerkschaften denselben „Verrat". Aber die Studenten hatten den Weg gewiesen: sie hatten es gewagt, gemeinsam mit den FLN-Studenten eine Erklärung zu veröffentlichen, in der „das gemeinsame Interesse" der französischen und algerischen Studenten am Abschluß des Krieges und an der „Unabhängigkeit Algeriens" zum Ausdruck gebracht wurde.
Das gaullistische Regime reagierte darauf mit dem Entzug der staatlichen Subvention, die im Prinzip allen Jugendorganisationen zusteht . . . und mit der künstlichen Schaffung eines Konkurrenzverbandes, der staatliche Subventionen erhält, obwohl dessen Chefs ihre Sympathien für die faschistische Organisation der OAS kaum verbergen . . . Das sind die „Kunststücke" und „Widersprüche" des gaullistischen Regimes, wie sich ein Verantwortlicher der UNEF ausdrückte.

Gegen den Krieg in Algerien

Der Kampf gegen den Krieg in Algerien stand in den letzten Jahren im Vordergrund der Tätigkeit der UNEF. Die erste Massenmanifestation gegen den algerischen Krieg erfolgte auf Initiative des Studentenverbandes, und am 24. April 1961 nahm die UNEF gemeinsam mit den anderen Gewerkschaftsverbänden und den Linksparteien an dem Generalstreik gegen den Putsch teil, den die Generale Salan, Challe, Jouhaud und Zeller in Algier entfesselt hatten.
Dem Studentenverband kommt auch zum größten Teil das Verdienst zu, die Hochschulprofessoren in die Aktion gegen den algerischen Krieg hineingezogen zu haben.
Die Bilanz dieser Organisation ist also bemerkenswert. Mit Recht wurde auf dem letzten Kongreß, der im April 1962 in Caen tagte, die Feststellung getroffen, daß „die UNEF in ihrer Aktion für den Frieden in Algerien in vorderster Reihe gestanden hat". Aber der Verlauf dieses Kongresses hat auch gezeigt, daß das algerische Problem jetzt allmählich in den Hintergrund der Aktivität treten wird. In Caen sprach man ausführlicher als in den vergangenen Jahren, als alles von der algerischen Frage beherrscht war, über „die sozialen Probleme der Studenten". Alle Beobachter hatten den Eindruck, daß diese vorbildliche demokratische Organisation sehr wohl in der Lage ist, die Aufgaben zu erfüllen, die der Vorsitzende des Verbandes, Dominique Wallon, in folgender Weise formuliert hat: „Unsere langfristige Aufgabe besteht darin, gemeinsam mit den Arbeiter- und Lehrergewerkschaften sowie mit den Organisationen der Jugendbewegung die Forderungen durchzusetzen, die sicherlich die der Studenten, aber auch die der gesamten Nation sind, um so dazu zu gelangen, unsere sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Ziele zu erreichen, die uns gestatten sollen, den unerläßlichen Beitrag für die Wiederherstellung einer wirklichen Demokratie in Frankreich zu leisten. Kurzfristig besteht unsere Aufgabe darin, die Mittel zu finden, um nicht nur diese Forderungen durchzusetzen, sondern auch die Wiederherstellung der individuellen und kollektiven Rechte in Frankreich zu erlangen, die im Verlauf des Algerienkrieges beschnitten oder beseitigt wurden."

Gustave Stern

UNEF

Junger Menschen Aufstand - und bitteres Los

Ruhrfestspiele 1962

Mit Shakespeares „Romeo und Julia" begannen die diesjährigen Ruhrfestspiele. Darauf folgte „Belagerungszustand" von Albert Camus. In beiden Stücken geschieht es, daß sich junge Menschen auflehnen gegen die bestehende Ordnung und dafür mit dem Leben zahlen. In beiden? Jawohl, in beiden!
Daß der Student Diego im Stück von Camus ein Revolutionär ist, wird keiner bestreiten. Er schlägt dem Tod ins Gesicht, er lacht der Gewalt, er riskiert den Widerstand. Und auch Viktoria, seine Braut, offenbart ihr tapferes Herz.
Aber Romeo? Und gar Julia? Nun, auch sie wagen den Widerstand. Sie setzen sich hinweg über die anerkannte Ordnung ihrer Zeit und nehmen ein Recht für sich in Anspruch, das damals – in der frühen Renaissance – zum erstenmal als ein Menschenrecht begriffen wurde: das Recht, das persönliche Schicksal selbst in eigener Verantwortung nach eigenem Willen zu gestalten. Bis dahin hatte das ausschließlich das Kollektiv – der Stand, die Sippe, die Familie – getan. Nun tritt der einzelne Mensch, tritt das Individuum auf den Plan und setzt dem überlieferten „Du sollst" das revolutionäre „Ich will" entgegen. So wie die Fresken Giottos in Padua nicht mehr typische, sondern individuelle Gesichter zeigen, so sind die beiden Liebenden von Verona nicht mehr Montagu und nicht mehr Capulet, sondern Romeo und Julia. Das Mittelalter geht zu Ende, eine neue Epoche, die im Zeichen des Individuums steht, beginnt.
Daraus folgt, daß man dieses Stück nicht im Irgendwo, sondern nur auf der Bruchlinie zweier Zeiten ansiedeln kann. Tut man es nicht, wird aus der Tragödie zweier junger Menschen, die aus einer persönlichen Bindung das Risiko des Nonkonformismus auf sich nehmen, eine sentimentale Liebesgeschichte, die auf Grund unglücklicher Zufälle traurig endet. Und dann ist das eine Story für die „Bild"-Zeitung, aber kein Vorwurf für tragisches Theater.
Zwar hatte Karl Heinz Stroux, der das Werk für die Ruhrfestspiele inszenierte, von seinem Bühnenbildner Jean-Pierre Ponnelle die Szene so gestalten lassen, daß man begriff, wo und wann das Stück spielen sollte. Aber in diesem historischen Rahmen agierten, von wenigen Ausnahmen abgesehen, verkleidete Menschen von heute. Am schmerzhaftesten empfand man dieses Nichtstimmen bei Romeo und Julia.

Während Shakespeare die tragischen Verwicklungen gerade dadurch entstehen läßt, daß die beiden der überlieferten Ordnung, gegen die sie sich auflehnen, zugleich noch zutiefst verhaftet sind, erscheinen sie bei Stroux von vornherein aller Bindungen bar. Der gewandte Fassadenkletterer Romeo steigt gleich in der Gartenszene – die doch von der Spannung des Nicht-zueinander-kommen-Könnens lebt – munter zu seiner Julia hinauf und wird von ihr herzhaft abgeküßt. Warum es danach noch des Aufwandes der heimlichen Trauung und der Strickleiter bedarf, versteht kein Mensch.
Wohl aber begreift man von diesem Augenblick an, warum die Julia (Evelyn Balser) nur ein exaltiertes Fräulein sein und keine andere Entwicklung zeigen kann, als immer lauter zu schreien und immer häufiger den Boden aufzusuchen. Man wundert sich nicht mehr, daß Romeo (Karlheinz Martell) auch ohne erkennbaren Anlaß die Kunst, an der Wand hinaufzuklettern, demonstriert; man versteht nur zu gut, wieso die Träger der Nebenrollen übertreiben und sich in den Vordergrund spielen müssen. Wo die innere Handlung nicht zum Tragen kommt, wird noch jedesmal die äußere überzogen. Die Fechtszenen, vom Fechtmeister des Old-Vic-Theaters einstudiert, hätten auch in der Westfalenhalle ihr Publikum gefunden; die

Julia: Evelyn Balser/Bruder Lorenzo: Otto Rouvel/Romeo: Karlheinz Martell

italienischen Volksszenen hätten jedem Opernhaus Ehre gemacht. Karl Heinz Stroux erwies sich auch diesmal als der Inszenator des großen Spektakulums, er tat es mit einer Vehemenz, daß man vor der Pause zuweilen Angst hatte, die Burleske werde das Trauerspiel übertönen. Am Ende siegte zwar das Trauerspiel, aber es wurde ein Trauerspiel mit optimistischem Ausgang. „Und nie mehr geb es ein so herbes Los . . .!" läßt Stroux den Prinzen sagen. Wer zunächst glaubt, nicht richtig gehört zu haben, findet in der Festspielzeitung die Bestätigung, daß die Änderung der schlichten Feststellung „und niemals gab es . . ." in den optimistischen Imperativ doch wohl mit Bedacht vorgenommen wurde. Stroux verrät in einem Interview, er sehe den Sinn des Opfers der jungen Liebenden darin, daß die Herzen der Alten sich zur Versöhnung öffnen und die Menschheit ein wenig besser werde. Nun kann man mit Fug bezweifeln, daß der im letzten sicherlich optimistische Humanismus Shakespeares etwas mit diesem allzu billigen „Festspieloptimismus" zu tun hat. Aber eines steht leider fest: Wenn irgendwo der Humanismus Shakespeares preisgegeben und verleugnet wurde, dann in dieser Inszenierung. Wenn er trotzdem in Augenblicken durchbrach, dann ist das vornehmlich einem Mann zu danken: Otto Rouvel, dem Darsteller des Bruders Lorenzo. Und auch der hat ein Verdienst daran, der den Tybalt, die Inkarnation des Gegenprinzips, spielte: Wolfgang Arps.

*

Wäre der Inszenator dieses Spiels bescheiden genug – und also groß genug – gewesen, es schlicht nach Shakespeare auf die Bühne zu bringen, dann wäre bei dem, der beide Aufführungen sah, die Frage, die Camus am Ende seines Stückes aufwirft, auf wohlvorbereiteten Boden gefallen. Auch in „Belagerungszustand" steht die Jugend – und allein die Jugend! – gegen eine Ordnung auf, die hier die zum Exzeß übersteigerte totale Ordnung ist, und bezahlt das mit dem Leben. Ist dieses Opfer sinnlos, weil am Ende doch wieder die Alten die Positionen der Macht einnehmen und sich Orden umhängen? (Camus hätte genausogut zeigen können, wie sie denen, die sich opferten, Denkmäler errichteten.) Und wie soll sich der Mann entscheiden, wenn er zwischen der Geliebten, der Frau, und den Kampf- und Schicksalsgenossen, den Mitmenschen, zu wählen hat? Camus läßt die Fragen offen, und das ist gut so. Hier gibt es keine Lösung, das sind ewige Konflikte, aus denen immer wieder tragisches Schicksal entspringen wird. Niemand wird die Menschheit davor bewahren können, und auch das ist gut so. Denn wenn es je keinen Aufstand, keinen Mut zum Nonkonformismus mehr geben sollte, dann würde der Belagerungszustand das ewige Schicksal der Menschheit sein.

Das Stück wurde erst vor zwei Jahren in Recklinghausen gespielt, und das reizte zum Vergleich. Er fiel nicht unbedingt zugunsten der Inszenierung Hans Lietzaus aus. Die Sekretärin, die den funktionierenden Tod verkörpert, war vor zwei Jahren exakt richtig, diesmal sah man eine merkwürdige Mischung von Dame und Todesengel. Carla Hagen als Viktoria war nach Alter, Können und Aussehen eine Fehlbesetzung. Der Erfolg der Aufführung steht wesentlich auf dem Diego Helmut Griems, an dem zu sehen ist, wie ein junger Mensch an der Herausforderung über sich hinauswächst.

Nada: Wolfgang Wahl / Diego: Helmut Griem (rechts)

Cato

Herr Pikola war nicht tragbar ...

Wir wollen etwas für die Landjugend tun, sagten sich die Herrn des Bayrischen Bauernverbandes und veranstalteten ein Preisausschreiben. Gesucht wurde ein Laienspiel, das so recht zu den Herzen krachlederner Jungbauern sprechen sollte. Erster Preis tausend Mark und die verbindliche Zusicherung, man würde das Stück in Kitzingen zum Jungbauerntag aufführen.

Die Jury, bestehend aus zwei Vertretern des Bauernverbandes, dem Leiter des Buchnerverlags in München und dem Landfunkredakteur des Bayrischen Rundfunks, sichtete die unter Kennwort eingereichten Manuskripte und war sich alsbald einig. Geld und Lorbeer wurden einstimmig dem Spiel „Am stärksten ist die Erde" zugesprochen.

Das Hochgefühl, der dramatischen Kunst in Deutschland damit wieder einmal ordentlich unter die Arme gegriffen zu haben, wurde jedoch jäh gedämpft, als sich herausstellte, wer der Verfasser des preisgekrönten Stückes war: nämlich der Miesbacher Bürgermeister Pikola.

Außerhalb der weiß-blauen Gemarkungen mag dieser Name weitgehend unbekannt sein, um so besser kennt man ihn dafür in Bayern.

Den Vertretern des Bauernverbandes war, als hätten sie in einen wurmstichigen Apfel gebissen, in einen gallebitteren noch dazu.

Dieser Herr Pikola, Lehrer von Beruf, liegt nicht nur seit längerem in Sachen Bekenntnisschulen in einem Streit mit dem erzbischöflichen Stuhle, er ist auch der Verfasser eines fiktiven Gesprächs zwischen einem Rüstungsminister und einem Wehrmachtsbischof, das vor zwei Jahren den allerhöchsten Unwillen des Herrn Bundesverteidigungsministers erregte. Franz Josef Strauß, der bekanntlich alles andere als ein Prozeßhansel ist, fühlte sich von dieser Streitschrift in so unerträglicher Weise verletzt, daß er den Verfasser Pikola verklagte. Das Gericht war jedoch anderer Meinung und sprach den Poeten frei, die Prozeßkosten gingen zu Lasten der Staatskasse.

Ein gallebitterer Apfel, wahrhaftig, in den sie da gebissen hatten: ausgerechnet diesen Pikola in Kitzingen aufführen zu müssen, beim Jungbauerntag, für den der Bayrische Bauernverband noch dazu keinen geringeren als den Herrn Bundesverteidigungsminister als Festredner gewonnen hatte, eine wirklich peinliche Situation.

Am stärksten ist die Erde.

An und für sich ja, sagten die Vertreter des Bayrischen Bauernverbandes, nachdem sie sich vom ersten Schreck erholt hatten, aber in diesem besonderen Falle kommt eben noch einiges hinzu: der Streit mit dem erzbischöflichen Ordinariat beispielsweise, und außerdem, man kann es dem Herrn Bundesverteidigungsminister einfach nicht zumuten, in Kitzingen dem Herrn Pikola zu begegnen. Die tausend Mark soll er natürlich haben, aber ...

Herr Pikola ist, wie sich das für einen überzeugten Pazifisten gebührt, ein friedlicher Mensch. Mag sein, es schoß ihm auch durch den Kopf, daß einer, der die starken Kräfte der Erde besingt, darüber die noch stärkeren Kräfte der Politik nicht ganz aus den Augen verlieren sollte, um so mehr, als er sich seit einiger Zeit selbst auf diesem ungemütlich glatten Parkett bewegt. Kurz und gut, als ihm die Herrn Juroren, nicht ohne periodische Schweißausbrüche, ihr Dilemma nahelegten, erklärte er sich bereit, in Kitzingen nicht in Erscheinung zu treten, weder als Festgast noch als Autor. Und auf einmal war das Stück nicht mehr von Pikola, sondern von einem gewissen S. X. Praxeneder, dem Kenner der Literatur als bayrisches Enfant terrible aus Thomas Manns Buddenbrooks wohlbekannt.

Allgemeine Erleichterung.

Aber wenn in einer Geschichte der Wurm ist, dann ist er drin. Nach zwei Tagen war es in Bonn durch eine Indiskretion bekannt geworden, wer sich hinter dem Pseudonym Praxeneder verbarg, und alles war umsonst gewesen.

Die anderen Preisrichter, der Buchnerverlag und der Bayrische Rundfunk, sie hatten von Anfang an zur Einhaltung der rechtsverbindlichen Zusicherung geraten, drängten jetzt darauf, das Spiel in Kitzingen aufzuführen. Aber Veranstalter des Preisausschreibens war der Bauernverband, und der Bauernverband, vertreten durch seinen Landesjugendsekretär, sah sich leider, leider nicht in der Lage ...

Warum eigentlich nicht? Hätte der Landesjugendsekretär etwa eine schlechte Figur gemacht, wenn er bei seinem Verband für die ehrliche, gerade Lösung eingetreten wäre?

Er hätte sogar eine sehr gute Figur gemacht, aber es hätte Schwierigkeiten gegeben, er hätte den Standpunkt des Rechts gegen Opportunismus und Devotion vertreten müssen. Der Herr Landesjugendsekretär hatte Angst.

Schön, dann gab es noch eine andere Möglichkeit. Er hätte sich gegen Entrichtung einer geringen Gebühr telefonisch mit dem Bundesverteidigungsministerium in Bonn verbinden lassen und die Situation mit Strauß in einem Gespräch von Mann zu Mann klären können.

Aber auch diesen Weg vermied der Herr Jugendsekretär, warum denn gerade, wenn es krumm leichter geht, nicht wahr. Er ist ein junger Mann, er hat einen Posten, den Kenner als Sprungbrett für eine spätere politische Karriere bezeichnen, er geht auf Nummer Sicher, und am sichersten ist es immer, gegen die Stelle des geringsten Widerstands zu marschieren, gegen den, der der Schwächste ist.

Am stärksten ist die Erde.

Poetenträume. Mit der demokratischen Wirklichkeit haben sie nichts zu tun. Es gibt stärkere Kräfte, und wer es zu etwas bringen will, der darf nicht träumen, der muß handeln.

Herr Pikola wurde in Kitzingen nicht aufgeführt, es wurden Szenen aus einem anderen Stück gelesen, aus einem Stück, das zwar nicht den ersten Preis gewonnen, dafür aber auch nicht einen Mann zum Verfasser hatte, dessen Name bei maßgeblichen Stellen inopportun ist.

Verkehrt gehandelt, sagen manche, unrecht und feige gehandelt, gerade wie junge Leute, die am Anfang einer politischen Karriere stehen, nicht handeln sollten.

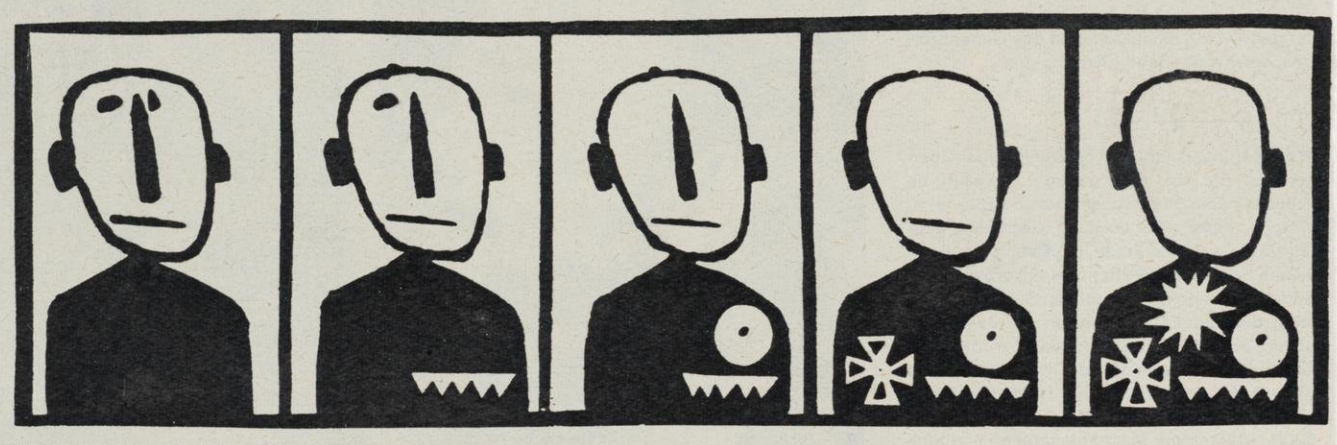
Gewiß, gewiß.

Aber ob die, die das sagen, jemals politische Karriere machen würden? Es ist leider kaum anzunehmen.

Gerd Angermann

Gespräch im Grünen

Mitgehört und kritisiert von Erich Kästner



Zeichnung: Jan Lenica (Polen)

Man kann wieder im Freien sitzen. Die ersten Blumen stehen an den Parkwegen und dazu ein paar notdürftig reparierte Bänke. Aus Italien und Nordafrika importierte warme Luft ist überall erhältlich. Jeder ist bezugsberechtigt. Man kann sich's leisten. „Gestatten?" „Bitte." Man nimmt Platz. „Wundervoller Tag!" „Mm.", „Zigarette?" „Oh! Danke vielmals." Sogar das Feuerzeug funktioniert. „So in Gedanken, Herr Nachbar?" „Ich überlege mir gerade, ob die Bauern den heutigen Tag zu trocken oder zu naß finden werden." „Beides, Herr Nachbar." „Haha!"

Hunde spielen auf der grünen Wiese. Blaumeisen, kleine piepsende Federbälle, purzeln von Zweig zu Zweig.

„Einen Blick in meine Zeitung werfen?" „Warum? Was haben Sie gegen mich?" „Haha!" Ein unermeßlicher Genuß: die Beine weit von sich zu strecken. Dabei so simpel. Billig. Von keiner Behörde bewirtschaftet. Von niemandem verboten. Oder doch etwa! Ein Schild: Es ist untersagt, die Beine ...? Nein. Nur: Bürger, schont Eure Anlagen! Na ja, das tun die meisten sowieso. „Man ärgert sich bloß darüber!" „Bitte, Herr Nachbar?" „Ich meine, man ärgert sich bloß, wenn man die Zeitung liest!" „Nur zu wahr, Herr Nachbar, nur zu wahr."

Das dort links ist ein ... wie heißt es gleich? Hat so merkwürdige Blätter. – Japanisch, wenn ich nicht irre. Goethe hat darüber geschrieben. Natürlich hat er. Brachte ein Exemplar des Baumes nach Weimar. Daß mir der Name ... Eine Art Kreuzung zwischen Nadelbaum und Laubbaum, jawohl. Herrje, das Gedächtnis, es ist zum ... Andererseits, wenn man alles im Kopf behielte, was man einmal gelernt oder gelesen hat? Nein. Auch nicht schön. Gar nicht schön. Ganz und gar nicht schön. Vergessen können. Gepäck fortwerfen. Das Gehirn freimachen für Neues. Das ist viel gescheiter. Und erhält gescheiter. Geht wie mit den Sandsäcken beim Ballon. Der Horizont ist die Hauptsache ... Gingko heißt der Baum! Gingko biloba. Natürlich. Hätte mir wirklich nicht einzufallen brauchen. Unnötiger Ballast. Gingko biloba. Meinetwegen.

„Ob's Krieg gibt?" „Krieg? Glaube ich nicht, Herr Nachbar." „Man hofft: nein. Man glaubt: nein. Und eines Tages ... Man reizt einander. Beschimpft einander. Sticht mit Nadeln. Wird wütend. Ein Schuß geht los und schon ..."

„Haß ist fehlgeleitete Energie, Herr Nachbar." „Bitte?" „Ich hab' einen Plan. Hören Sie zu. Zwei Staaten ärgern sich bis aufs Blut, ja? Die Heere stehen bereit. Die Propeller werden angeworfen. Die Schiffsanker werden hochgeworfen. Es ist soweit." „Ja. Entsetzlich." „Diesmal ist, sagen wir, die Wüste Gobi an der Reihe. Oder ein Teil der Sahara. Vom soundsovielten bis zum soundsovielten Längen- und Breitengrad. Oder ..." „Wieso?" „Die riesigen Armeen beziehen die nach dem vorigen Krieg bekanntgegebenen Gebiete und greifen mit Millionen Händen zu Hacke und Spaten. Die aufgespeicherte Wut muß sich Luft machen. Der Ehrgeiz, den Gegner zu schlagen, ist ungeheuer. Mit Maschinen und Material aller Art ist man gerüstet. Dafür haben die Kriegsminister gesorgt. Man schachtet Kanäle, bewegt die Erde, senkt die Seen oder hebt sie, elektrifiziert, baut Dämme ..." „Ja, aber ..." „Aber? Sie vergessen die verletzte Ehre, das edle Bedürfnis nach Ruhm, die flammenden Reden der Staatsmänner! Dieser Krieg, auch dieser muß gewonnen werden! Dafür ist kein Opfer zu groß, keine Steuer zu hoch! Der Lorbeer lockt! Das nächste unschuldige weiße Blatt im Buche der Geschichte wartet zitternd auf den Namen des Siegers! Neue Divisionen werden an die Front geworfen. Neue Jahrgänge werden eingezogen! Die goldenen Trauringe, gebt sie her für den Sieg! Noch fehlen uns Bagger und Kraftwerke! Zeichnet Kriegsanleihen!"

Der Herr Nachbar rückt ein wenig beiseite. „Und wer wird zum Sieger erklärt?" „Wer auf diesem Felde der Ehre das ihm zugewiesene Areal am ehesten und besten erschlossen hat." „Mm." „Im Jahre 1630 wurde die Erde von vierhundert Millionen Menschen bewohnt. Heute von mehr als zwei Milliarden." „Trotzdem?" „Trotzdem." „Und die Fachleute rechnen mit einem weiteren ständigen Ansteigen bis zu drei Milliarden." „Das kann ja heiter werden..." „Ja, Herr Nachbar. Sehr heiter." Er erhebt sich ächzend. „Na denn, – guten Tag." „Tag, Herr Nachbar."

Gingko biloba. Stimmt. Die Menschen merken sich, was sie gut und gern vergessen könnten. Und vergessen, was sie sich unbedingt merken sollten ...

6. jugend konferenz der ig·metall

Manche der 160 jungen Delegierten der IG Metall, die zu ihrer 6. Jugendkonferenz am 10. und 11. Mai nach Stuttgart gekommen waren, standen gewiß noch unter dem Eindruck der Beschlüsse der 5. Jugendkonferenz des DGB in Berlin. So war es nicht verwunderlich, daß die Konferenz sich einstimmig zu den Beschlüssen von Berlin bekannte. Darüber hinaus wartete auf sie eine Fülle von Problemen und Schwierigkeiten, die sie in der Arbeit für die eigene Gewerkschaft zu bewältigen haben.

Vor der Eröffnung der Konferenz sang der Chor der schaffenden Jugend vertonte Epigramme von Erich Kästner. Das war nicht nur neu, sondern auch schön. Hans Mayr, der nunmehr das Referat Jugendarbeit beim Vorstand der IG Metall leitet, begrüßte die zahlreichen Gäste aus dem In- und Ausland. Zu den Delegierten gewandt sagte er, daß sie sich mit allen Wirtschafts- und gesellschaftlichen Vorgängen in der Bundesrepublik und in der Welt befassen und ihre Meinung immer frei und offen darlegen sollten. Wörtlich sagte Hans Mayr: „Wir wollen keine der Gleichgültigkeit in politischen Dingen anheimgefallene junge Menschen, sondern aufgeschlossene, interessierte und aktive Mitstreiter in allen gesellschafts- und gewerkschaftspolitischen Fragen."

Aus den Erläuterungen zum Geschäftsbericht, die von den drei Jugendsachbearbeitern beim Vorstand der IG Metall gegeben wurden, ging hervor, daß 300000 junge Menschen unter 21 Jahren Mitglied der Gewerkschaft sind. Freimütig wies Leiss darauf hin, daß es in der Gewerkschaft Kassierer gäbe, die sich weigern, Lehrlinge zu kassieren. Und es gebe Betriebsräte, die der Ansicht huldigen, daß junge Menschen erst nach der Lehrzeit zu organisieren sind. Gefordert wurde ein fortschrittliches Berufsausbildungsgesetz. Es bestehe die Gefahr, daß die Bundesregierung mit der Novelle zur Gewerbeordnung dieses längst fällige Berufsausbildungsgesetz verhindern wolle. Leiss sagte: „Was wir wollen, ist eine Vereinheitlichung der Rechtsbestimmungen in der Berufsausbildung und klar formulierte Mitbestimmungsrechte. Die Berufsausbildung kann und darf nicht länger von konjunkturellen und wirtschaftlichen Zufälligkeiten oder der Arbeitgeberlaune abhängig sein." Die Jugendarbeit im Betrieb soll verstärkt werden. Auch die Gruppenarbeit, die zwar in erster Linie Bildungs- und Schulungsarbeit zu betreiben habe, müsse sich mehr und mehr an die Arbeit im Betrieb anlehnen. Erfreulich war der Bericht über die vorjährigen Wahlen der Betriebsjugendsprecher, bei denen die IG Metall einen schönen Erfolg errang, der, wie berichtet wurde, auf eine planmäßige Vorarbeit zurückzuführen ist. Sehr eng, weit über die Grenzen der Bundesrepublik, ist die Verbindung zu der Jugend in Algerien, Tunesien und Marokko, für die von der Jugend Geld-, Medikamente- und Geldsammlungen veranstaltet wurden.

Viele Schwierigkeiten in der Arbeit wurden aufgezeigt, aber man hatte von dieser Jugend den Eindruck, daß sie die Schwierigkeiten nur aufzeigt, um sie zu überwinden. Das zeigte auch die lange Diskussion, die nach den Erläuterungen folgte. Manches in unserer Gesellschaft wäre besser, wenn man überall so frei und offen diskutieren würde, wie es hier geschah.

Der wiedergenesene Vorsitzende der IG Metall, Otto Brenner, der als erster Redner am zweiten Tag der Konferenz zu den jungen Menschen sprach, war noch sichtlich erschüttert von der Nachricht, daß Kollege Heinz Brandt von den ostzonalen Machthabern zu 13 Jahren Zuchthaus verurteilt wurde. Brandt habe nichts anderes getan, als sich ein Leben lang für die Interessen der arbeitenden Menschen eingesetzt, dafür habe er schon in den Konzentrationslagern des Dritten Reiches gelitten.

Über das Thema Jugend und Politik sagte Brenner: „Man beklagt sich so häufig, daß die Jugend heute sehr materiell eingestellt sei und an politischen Problemen kein Interesse zeige. Das ist einfach nicht wahr! Erst vor wenigen Wochen hat der Bundesjugendkongreß des DGB in Berlin bewiesen, wie aktiv gerade die Gewerkschaftsjugend politisch Stellung bezieht, wenn man ihr nur die Möglichkeit dazu bietet.

Es ist schon immer das Vorrecht der Jugend gewesen, sich zu begeistern, Ideale zu besitzen und sich nicht mit dem, was ist, allein zufrieden zu geben. Das Anpacken ‚heißer Eisen' – besonders politischer – sollte man ihr deshalb am wenigsten vorwerfen." Nachdem Brenner zu politischen und wirtschaftlichen Fragen und zu Fragen der Aufrüstung Stellung genommen hatte, sagte er: „Es gehört zu den Aufgaben der jungen Gewerkschafter, den billigen Trost und die schönen Sprüche zu durchschauen, mit denen die herrschenden Kreise ihre Vorrechte, ihre Macht und ihren Besitz vor den Forderungen der arbeitenden Menschen abschirmen möchten. Was unsere Zeit braucht, sind politisch wache, aktive Menschen, die bereit sind, in den großen Organisationen der Arbeitnehmer ihren Platz im Kampf um Gerechtigkeit und Freiheit einzunehmen."

Lang anhaltender Beifall dankte Otto Brenner für seine eindringliche Rede.

Nach ihm sprach Professor Eugen Kogon. In seinem Grundsatzreferat untersuchte er die Wechselbeziehungen von wirtschaftlicher Situation und geistiger Entwicklung, wobei er zu dem Schluß kam, daß die Restauration der alten Klassengesellschaft in unserer demokratischen Republik 1948 erfolgte, als die Geldreform mit der Privilegierung des Sachbesitzes erfolgte. (Den Schluß seiner Rede bringen wir auf der nächsten Seite.) Auch Kogon dankte nicht endenwollender Beifall für seine Ausführungen.

In Anträgen und Entschließungen wurden die von der Regierung geplanten Notstandsgesetze abgelehnt, ferner lehnte die Konferenz Wehrbeitrag und Atombewaffnung der Bundesrepublik ab und wandte sich gegen die Atomtests in Ost und West. Die Delegierten richteten an die politischen Parteien der Bundesrepublik die Forderung, eigene Abrüstungsinitiative zu entwickeln. Es wurde der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß der sechste Bundeskongreß des DGB die im Münchener Grundsatzprogramm von 1949 festgelegten Leitsätze auch weiterhin als Grundlage der Gewerkschaftspolitik betrachte.

Sympathieerklärungen wurden an die streikenden Arbeiter in Österreich und Spanien gerichtet. Für die algerischen Gewerkschaften wurde Geld gesammelt. Und am Ende der Tagung standen die Delegierten und Gäste Hand in Hand und sangen das alte Kampflied „Brüder zur Sonne, zur Freiheit!"

Hans Dohrenbusch

Manfred Leiss, Jugendsekretär beim Vorstand der IG Metall, spricht zum Geschäftsbericht.

Professor Eugen Kogon (links), der das Hauptreferat auf der Jugendkonferenz hielt und stürmischen Beifall fand. Neben ihm der Vorsitzende der IG Metall, Otto Brenner, der die Jugend zur gewerkschaftlichen und politischen Aktivität aufrief.

Helmut Neukirch, Jugendsekretär beim Vorstand der IG Metall, spricht zum Geschäftsbericht.

Kameraden des Fortschritts

Aus der Rede von Prof. Eugen Kogon

Wir können in Afrika und Asien, auch in Südamerika einiges tun, was heute die Franzosen nicht tun können, und wir sollten aus dem Geist der menschheitlichen Solidarität alles Weitere tun. Unsere eigene Zukunft ist abhängig von dem Erfolg, mit dem eine Fülle von Systemen zustande gebracht wird, die jenseits vom Kommunismus und Kapitalismus sind, die weder kapitalistisch noch kommunistisch sind, und das kann nur heißen: Formen des freiheitlichen Sozialismus.

Praktisch ist dies die einzige Rettung etwa für Indien, für beide Teile Afrikas und auch für Südamerika. Was meinen Sie wohl, was geschähe, wenn uns das nicht gelänge, wenn etwa Indien auf die kommunistische Seite geriete! China ist mit seinen enormen Erfahrungen heute Vorbild der meisten Asiaten geworden. Indien muß das Vorbild werden. Es muß sichtbar werden, daß die politische, die freiheitliche Demokratie den sozialen Fortschritt in den mannigfachen Formen des freiheitlichen Sozialismus zustande bringen kann.

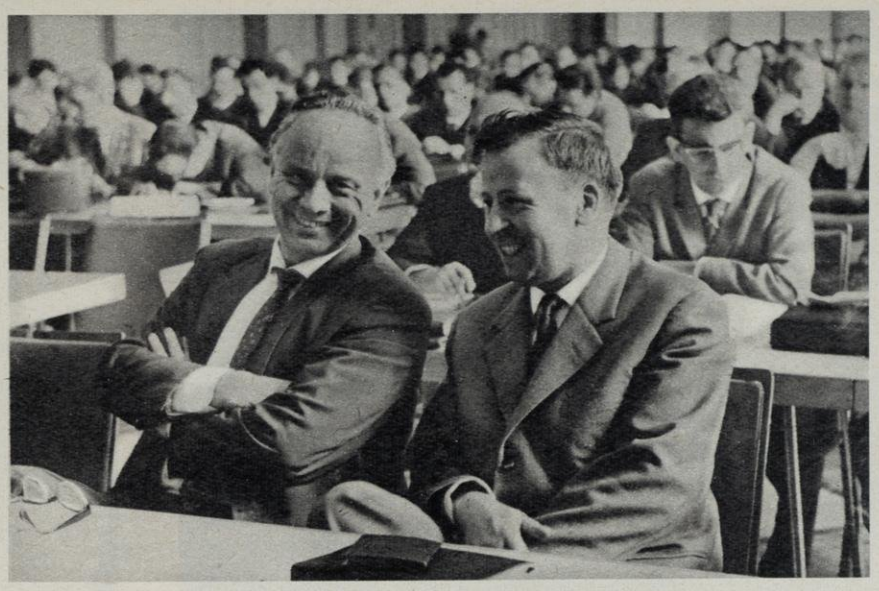
Lassen Sie sich nicht irre machen durch das Gerede und Geschrei einiger Privilegierter und ihrer Ideologien hier bei uns in der Bundesrepublik. Für die Mehrheit ist nur richtig dieser freiheitliche Sozialismus in unorthodoxer Form. Er ist Lösung und Losung, auch wenn wir in der bundesrepublikanischen Provinz so tun, als ob es Derartiges in der Welt nicht mehr geben könne.

Über hundert Millionen hängen dem Kommunismus als Erlösungslehre an. Das sind mehr als die, die an den rein privatwirtschaftlichen individualistischen Kapitalismus glauben. Diesem Block können wir noch mehr Menschen in der Welt noch in dieser Generation vor dem Ende dieses Jahrtausends gegenüberstellen, die tatsächlich freiheitlich im Sozialismus leben könnten. Wohlstand nach allen Seiten und überall und die optimalen Bedingungen der Möglichkeit des Glücks aller zu schaffen, ist in dieser Zeit eine enorme Aufgabe. Ich sage nicht, den Inhalt des Glücks. Das tun die Totalitären aller Grade und Sorten, die den Menschen vorschreiben, in was sie glücklich zu sein hätten. Die Aufgabe der freiheitlichen Sozialisten ist es, für die Bedingungen und Möglichkeiten zu sorgen, daß der Mensch glücklich sein kann. Aber dann muß er selbst dafür sorgen. Angst haben wir vor der einsamen Masse, vor der Ausfüllung der Freizeit, weil es tatsächlich solche Probleme gibt. Denn es ist eine weitere riesige Aufgabe, den Sinn des Lebens auf dieser Welt nicht im materiellen Wohlstand verkommen zu lassen.

Natürlich übersteigt das den gewerkschaftlichen Bereich, und daher habe ich hier nicht ausführlich davon gesprochen. Ich begnüge mich mit dieser Bemerkung. Die gewerkschaftliche Aufgabe reicht natürlich in diese Sinngebung mit hinein und wird aus solcher Sinngebung heraus ihrerseits gespeist. Elend, Not und Ausbeutung sind nicht die andere Seite zum Wohlstand, die man also aus irgendeinem Grund, gleichgültig welcher Einstellung er entspringt, für nicht wünschenswert hält, und einen lebenswerten Rahmen für jedermann als Möglichkeit zustande zu bringen, ist auch kein Widerspruch zur wohlverstandenen christlichen Religion, die den Sinn des Lebens nicht auf diese Welt beschränkt, sondern den letzten Sinn in das Jenseits verlegt. Ich sage, es ist kein Widerspruch, es braucht nicht Feindschaft zu herrschen zwischen Humanität und Religion, wenn beide sich selber richtig verstehen und sich nicht auf falsche Interessenverbindungen einlassen.

Und so bleibt also noch als Letztes zum Abschluß die Frage aufzuwerfen, ob die Arbeiter- und Angestelltenjugend der Bundesrepublik, ob die Jugend der IG Metall, ob Sie hier im Saal dem Problem des Fortschritts im Wohlstand, wie es wirklich ist, aufgeschlossen und gewachsen sind. Nun, meine Andeutungen in diesem Grundsatzreferat haben den Sinn, diese Arbeiter- und Angestelltenjugend der Bundesrepublik, diese Jugend der IG Metall und Sie, die Delegierten, hier entweder zu bestätigen, wenn Sie dafür aufgeschlossen und den Problemen gewachsen sind, oder sie anzufeuern, wenn Sie das nicht sind, das Notwendige, das Unerläßliche zu tun. Ich möchte Ihnen Mut zur Begeisterung zusprechen in dieser welthistorischen Stunde, in der wir leben, nämlich in der Stunde des Übergangs der Menschheit über Grenzen, die sie noch nie gekannt hat. Sie dürfen sich nicht in ohnmächtiger Opposition – etwa in ohnmächtiger politischer Opposition im engeren Sinne – erschöpfen, sondern Sie müssen eigene und große Initiativen ergreifen. Die Kosmonautik verändert aufs neue in ungeahnter, von uns noch nicht abschätzbarer Weise das Bild der Erde und das Bild des Menschen und die Vorstellungen von seiner Rolle auf dieser Erde. Tausende und aber Tausende werden in dieser Generation, wenn die ersten Raumschiffe die Erde verlassen haben und zurückkehren, die Frage stellen, was dort ist, was wir hier sollen, und warum sich dieses menschheitliche Schicksal nur auf diesem erloschenen Stern abspielt. Wir werden die Ant-

Otmar Günther, Jugendsekretär beim Vorstand der IG Metall, spricht zum Geschäftsbericht.



Heinz Dürrbeck (links), der bisher das Referat Jugend beim Vorstand der IG Metall leitete. Neben ihm Hans Mayr vom Vorstand, der dieses Referat nun übernahm.

Si Mustapha, ein freudig begrüßter Gast der Konferenz, der sich um Tausende von jungen Menschen verdient gemacht hat. Si Mustapha ist der Leiter des Rückführungsdienstes der Algerischen Nationalen Befreiungsfront, als der er mit seinen algerischen Freunden 4000 Fremdenlegionären den Weg aus der Verwirrung in die Heimat ermöglichte.

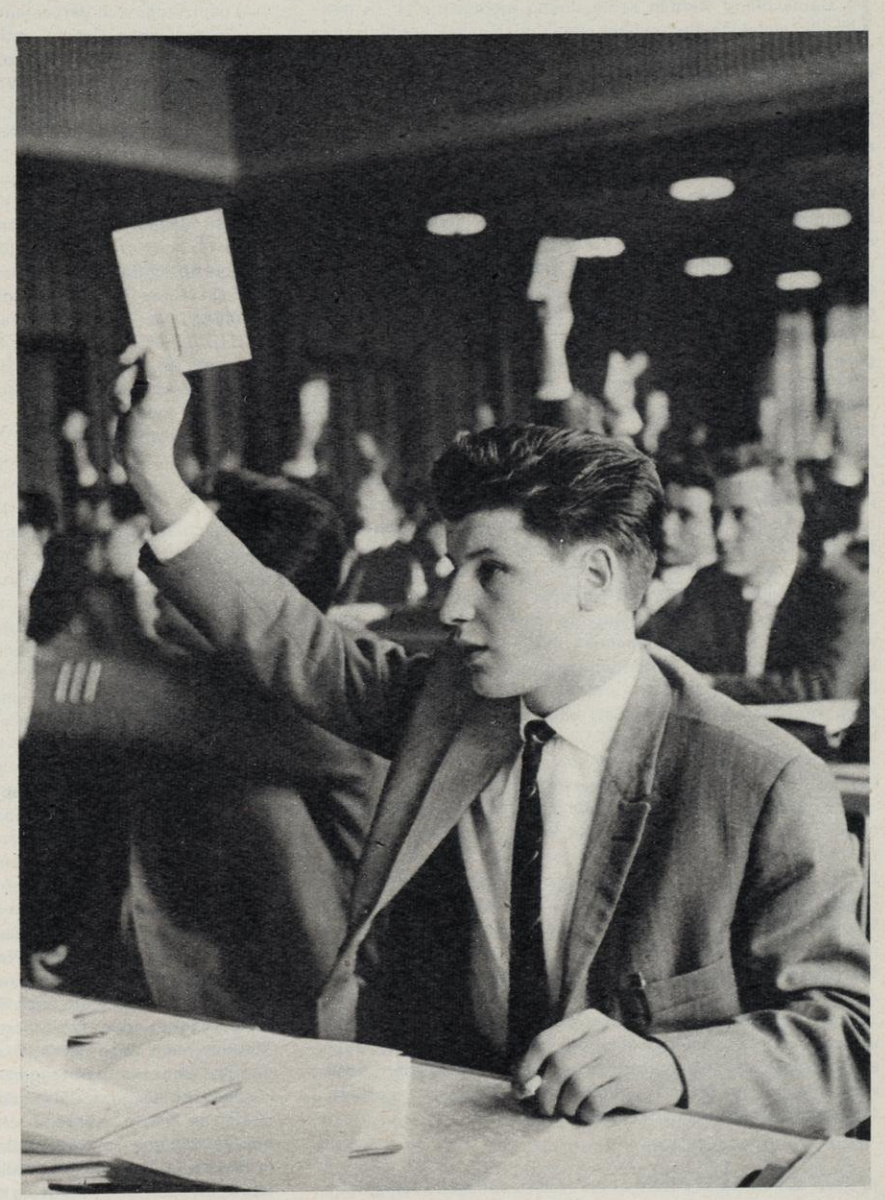
wort zu geben haben, nicht nur die Religionen und Konfessionen, auch Sie selbst werden den Sinn dieses Lebens aufs neue zu erklären und die Inhalte in der ganzen Welt ganz von neuem zu geben haben.

Nun, das nenne ich eine welthistorische Stunde, und es ist angebracht, den Mut zur Begeisterung zu haben, sich an die Bewältigung zu machen. Was Sie daher brauchen, ist der Geist der Veränderung zum Positiven, ist der Geist der Erneuerung, jener Pioniergeist, der weite Teile der amerikanischen und sowjetrussischen Jugend erfüllt hat und noch immer erfüllt. Denn die Jugend in Amerika sagt: Es kann geschaffen werden, es kann gemacht werden, wir trauen es uns zu. Die Christen wissen, daß das Menschliche nicht alles ist. Das wissen nicht nur Christen, das wissen auch die Humanisten, wenn sie klug und verständig sind. Das heißt aber dann erst recht, das Mögliche bis zur Grenze anzustreben. Der Pioniergeist der europäischen Jugend muß an die Seite des Pioniergeistes der jungen Sowjetrussen und Amerikaner treten. Dazu gehört Kenntnis, Wissen, Wissen und noch einmal Wissen. In der Tat: Wissen ist Macht. Damit frage ich euch: Kennt ihr eure Gewerkschaftsstipendiaten? Diejenigen, die mit dem Geld des DGB und der IG-Gewerkschaften studieren, die sich an den Hochschulen befinden? Wißt ihr, woran sie arbeiten, kennt ihr Dissertationen und Diplomarbeiten, die Themen, die sie ausarbeiten? Habt ihr beraten mit ihnen, welche Themen sie wählen sollen, ob es die gleichen sein sollen wie die, die die anderen wählen, die Syndizi werden für die Partnerseite?

Wißt ihr, was sie studieren, wo sie studieren, unter welchen Verhältnissen sie studieren? Legen sie Rechenschaft vor euch ab, verlangt ihr Rechenschaft von ihnen, gebt ihr ihnen das Bewußtsein, daß sie nicht allein sind und morgen nicht übergehen dürfen, daß sie für euch, für uns alle studieren? Daß sie die Hochschullehrer zu suchen haben, die sich ihnen im Geiste der Solidarität verbunden wissen? Man kann aneinander in gemeinsamer Erfahrung kennenlernen. Ich meine, es müßte alle der Ehrgeiz erfassen, in dieser Welt das Richtige zu finden und zu tun. Denn wir alle wissen es doch nicht, wir alle sind auf dem Wege und auf der Suche und wir müssen beweisen, daß wir es besser können als die bisherigen, mindestens ebensogut, nein besser! Aber Wissen macht ja auch Spaß, die Erprobung der eigenen Qualitäten macht ja auch Vergnügen, und so meine ich, sollte die Gewerkschaftsjugend jedem antiintellektuellen Ressentiment in ihren eigenen Reihen, in den Reihen der arbeitenden Jugend, offen und radikal entgegentreten. Die Intellektuellen gehören zu uns.

Der Motor und somit das Motorrad vertragen sich doch, richtig gebraucht, durchaus mit Intellekt und sogar mit Charakter. Es handelt sich also darum, Partner zu werden, die es besser können, auf allen Gebieten, auch in der Aufgabenteilung. Ihr müßt eure Besten herausstellen und den guten Durchschnitt enorm heben, um den Aufgaben gerecht werden zu können. Vorschläge müssen von euch kommen, Initiativen über Initiativen, wo es um die humane Existenz geht, wo immer es auch sei, ob sofort oder auf lange Sicht. Es muß Beispielhaftes bewältigt werden, da und dort müssen zunächst jeweils sichtbare Teilprobleme bewältigt werden. Wo immer die Gewerkschaftsjugend angetreten ist, muß sie beispielhaft sein. Denn sie ist die Avantgarde des Fortschritts im Wohlstand – oder wir bewältigen ihn nicht.

Warum werden eigentlich, frage ich mich, um noch einen Hinweis zu geben, nicht Prämien von euch, von **euch**, in Form von Studienreisen ausgesetzt, sagen wir Studienaufenthaltsprämien, in Brennpunkten der Welt, da wo es heiß zugeht, da wo es am interessantesten ist, wo man einen Einblick in die Gesellschaft, in ihre Struktur und ihre Probleme gewinnt, dorthin, aus eurem Geld und eurem Willen finanziert, meinetwegen für Sporterfolge. Und dann laßt ihr euch berichten. Stoßt doch da und dort durch Vertreter zu den amerikanischen Friedenskorpsleuten, so problematisch dieses Experiment sein mag. Aber es ist ein Experiment, das sichtbar ist, das beispielhaft wirken kann. Schickt doch Leute von euch in den Sowjetbereich, laßt in den Gruppen darüber berichten und debattieren. Nur wer den Wohlstand so nicht verfälscht, sondern fortwährend Souveränität durch Verzicht und durch Kühnheit erwirbt, wer sich also über den Fortschritt, über den Wohlstand erhebt, der kann den Fortschritt zustande bringen, einen wahrhaft menschlichen Fortschritt. Der bringt in der freiheitlichen Demokratie, die Chancengleichheit nutzend, die wir haben, jene politische Klasse mit hervor, die radikal alle Erbprivilegien ablehnt, radikal und unter allen Umständen der humanen Existenz dient, wo immer es notwendig ist, und die unerläßlich ist, diese Klasse, wenn wir nicht verfallen sollen. „Die Klasse von Menschen", ich zitiere ein letztes Mal Herrn Münchmeyer nun für uns alle, „die ein hartes Selbstbewußtsein hat und Solidarität praktiziert, aber nicht allein und gar nicht in erster Linie für sich, sondern für alle. Und das will heutzutage etwas heißen."
Vielleicht könnte die Wende von 1961 fortgesetzt werden. Es hängt, was unsere Bundesrepublik betrifft, ganz wesentlich vom DGB und seinen Industriegewerkschaften ab, ganz wesentlich damit von euch als Kameraden des Fortschrittes.



Fotos: Udo Hoffmann

Reiseskizzen aus Israel (2)

Die Altstadt . . .
. . . der Hafenstadt Akko hat sich die lässige, orientalische Atmosphäre bewahrt, während die Neustadt von Neu-Einwanderern bewohnt wird und fast amerikanisches Format hat. Foto: IFAG/Europa

Von Paul Schallück

In Deutschland werden keine Juden mehr verfolgt. In den Köpfen vieler Deutscher aber nisten noch immer antijüdische Vorurteile, die bei der millionenfachen Vernichtung jüdischer Menschen während der Terrorherrschaft des Nationalsozialismus zumindest Hilfsdienste geleistet haben. Eines der antisemitischen Vorurteile ist das vom intellektuellen Juden, der – naturgegeben – keine Beziehung zum Handwerk, zum Boden, zur bäuerlichen Arbeit, zu den Früchten der Erde haben könne; er sei – naturgegeben, nämlich rassisch bedingt, was immer das bedeuten mag – prädestiniert für bestimmte intellektuelle Berufe. Hätte sich in mir dieses Vorurteil versteckt, während meines kurzen Aufenthaltes in Israel wäre es geschmolzen wie die Schneeflocke in der Sommersonne. Hätte ich nicht gewußt, daß vieles im jüdischen Alltag und in der Religion – so der Kalender und die Festtage, die ethischen Gebote, die Eigentumsgesetze und die jüdische Tradition – aus der Verbundenheit mit der Erde ihre Überzeugung, aus der bäuerlichen Landarbeit ihre Bildkraft gewonnen hat, ein Tag in Israel hätte mich belehrt.

Als vor mehr als fünfzig Jahren die ersten jüdischen Einwanderer nach Palästina kamen, war das Land nach fast zweitausendjähriger Mißwirtschaft verkommen. Große Teile des Landes, in dem – wenn man dem biblischen Moses glauben darf – ehedem Milch und Honig flossen, waren feindliche Wüsten, andere waren versumpft, wieder andere von Wind und Wasser bis auf den nackten Felsen entblößt: ein trostloser, unfruchtbarer Strich auf der Landkarte, eine Gegend, die keinen Menschen zur Einwanderung hätte verlocken können. Die Israeli aber kamen: aus ihren Geburtsländern vertrieben, sich erinnernd an das Land ihrer Väter, in vielen Jahrhunderten nicht müde geworden, nach Jerusalem hinaufzublicken und den Gott ihrer Väter um die Heimkehr zu bitten, auch wenn die Heimat ein verwüstetes, versumpftes, unwirtliches Land war.

Meine Augen sahen in kilometerweiten Plantagen der Tiefebene zwischen Tel-Aviv und Haifa mitten im Winter die Apfelsinen reifen, gelbe, goldene Bälle in dunklem Grün, die mir nachts ihren Duft ins Hotelzimmer schickten. Ich habe mir erzählen lassen, daß dort, wo ich anhalten, aussteigen, einen goldenen Ball pflücken, seine saftige Frucht kosten durfte, vor zwei Generationen noch ein Sumpfland war. Die erste Generation jüdischer Einwanderer, eine Gruppe von hundert Familien, fiel bis auf vierzehn Menschen dem Sumpffieber zum Opfer. Die zweite mehrte sich sorgfältig und begann, die Sümpfe trocken zu legen. Erst der dritten war es vergönnt, erst sie konnte Früchte ernten. Und das in solchen Mengen, daß die Zitrusfrucht heute an der Spitze aller Ausfuhrartikel des Staates Israel steht. 1948 wurden rund vier Millionen Kisten Jaffaapfelsinen exportiert, 1961 schon mehr als das Doppelte.

Ich sah auf dem Berg Karmel bei Haifa gepflegte Weingärten und auf dem Weg nach Jerusalem Bananenhaine. Ich sah in den Ebenen und auf den Berghängen Winterroggen und den Winterweizen keimen, sah Gemüseflächen und Kartoffeläcker, Olivenhaine und Tabakpflanzungen, Baumwollfelder und das Gewimmel der vielen Geflügelfarmen. Ich sah Kühe, Kälber, Pferde, Ziegen und Schafe, und vereinzelt auch Schweine. Und ich habe selten ein so jungenhaft stolzes Gesicht gesehen wie das meines Gastgebers, eines Bankdirektors der drittgrößten Bank des Landes, als er mich in die Küche führte und mir die einheimischen Produkte zeigte: Brot und Kartoffeln, Zucker, Gemüse, Eier, Fleisch und Fisch, Milch, Käse, Sahne, Butter, ich habe nicht alles behalten.

Auf dem Weg nach Jerusalem zieht sich die Asphaltstraße an der jordanischen Grenze entlang. Links sah ich die kahlen, steinigen Hänge des jordanischen Gebiets, rechts die grünen Schonungen der jungen Wälder auf israelischem Boden. „Pflanz einen Baum!", das ist ein nationaler Wahlspruch. Südlich der Ost-West-Linie Ashkelon (am Mittelmeer) – Jerusalem zog sich noch vor wenigen Jahrzehnten bis nach Beersheba die Wüste hin. Ich habe diesen Landstrich durchfahren und ihn überflogen: Er ist heute eine Kulturlandschaft mit Feldern und Hecken, kleinen Wäldern, Wiesen und Herden wie das Münsterland. Ich habe in Beersheba die landwirtschaftliche Versuchsstation besichtigt, wo man Salzwasser in Süßwasser verwandelt, ein teures Projekt, das jedoch in einer landwirtschaftlichen Siedlung in der Nähe des Gazastreifens schon realisiert wurde. Dort hat es sich als rentabler herausgestellt, die kostspieligen Apparate anzuschaffen, als das Wasser vom Norden her in Tankwagen heranzufahren, wenn einmal jahrelang kein Tropfen Regen gefallen ist.

In der landwirtschaftlichen Versuchsstation von Beersheba wird die israelische Erfindung der Sonnenbatterien vervollkommnet; dort wird erforscht, welche Gewächse, Sträucher, Gräser, Moose, Bäume auf welchen Böden und unter welchen klimatischen Verhältnissen am besten gedeihen. Diese Ergebnisse geben die Israeli als Entwicklungshilfe weiter an afrikanische und asiatische Staaten. Sie schicken gleichzeitig Wissenschaftler, Agronomen, Ingenieure mit hinaus. Gegenwärtig sind zur Entwicklungshilfe etwa 40000 Israeli außer Landes.

Und mitten im Negev, der Wüste zwischen Beersheba und Eilath am östlichen Finger des Roten Meeres, habe ich Rohre gesehen, die aus dem Norden, aus Galiläa Wasser in die Wüste spülen werden. Wo es abgezapft wird, beginnt die Wüste zu blühen; sie besteht nämlich aus fruchtbarem Lößboden. Dort wachsen neue Siedlungen, kerben sich neue Straßen durch die Wüstengebirge. Aber schon jetzt habe ich mitten in der Wüste landwirtschaftliche Siedlungen gesehen, wo Menschen, die ehedem in gemäßigten Zonen Rechtsanwälte oder Ärzte, Schauspieler oder Kaufleute waren, Korn anbauen und mit – ich weiß nicht welchen – Wasserreserven versuchen, die Wüste zu erobern. Wenn das Land Israel, in dem nach dem verbreiteten Vorurteil Intellektuelle, Entwurzelte leben, noch zehn Jahre in Frieden arbeiten kann, wird auch im Negev Milch und Honig fließen.

Immer wieder, während ich von Galiläa in den Negev fuhr oder von der Mittelmeerküste nach Sodom am Toten Meer, das vierhundert Meter unter dem Meeresspiegel liegt, während ich von Tiberias nach Kaparnaum an einem neblig-sonnigen Morgen den See Genezareth überquerte oder im Süden bei Eilath einen kleinen Teil der fingerförmigen Bucht des Roten Meeres, des Golfs von Akaba, während ich bei Haifa eine chemische Fabrik besichtigte, bei Sodom ein unterweltliches Salzbergwerk, in Rishon le Zion die Weinkeller, in Tel-Aviv eine Zigarettenfabrik, im südlichen Timna die Kupferminen, während ich durch Straßen und Avenuen Haifas, Tel-Avivs, Jerusalems spazierte, während ich zum Mittagstisch in einem arabischen, italienischen, ungarischen, europäischen Lokal saß oder zum Abendbrot bei einer israelischen Familie, während ich in der neuen Universität von Jerusalem vergeblich die Schriftenrollen vom Toten Meer zu entziffern versuchte oder vor dem Spielplan des Habima-Theaters in Tel-Aviv stand, während ich das kleine Land, das so groß ist wie Hessen, mit dem Auto bereiste, mit der innerisraelischen Luftfahrtgesellschaft überflog – immer habe ich an einen Ausspruch denken müssen, der aus Berlin stammt: Unmögliches erledigen wir sofort, Wunder dauern etwas länger.

Was das Volk der Juden im Lande Israel, das heute noch nicht zweieinhalb Millionen Menschen zählt, ungefähr so viel wie Westberlin, vor allem seit der Staatsgründung geleistet hat, ist tatsächlich dem Wunderbaren verwandt.

Daß – zum Beispiel – in den letzten beiden Generationen über 750 Dörfer gegründet wurden, davon seit dem Jahre 1948 allein 450, daß in den letzten vierzehn Jahren die bebaute Bodenfläche mehr als verdoppelt, die bewässerte mehr als vervierfacht wurde, daß die landwirtschaftliche Erzeugung um das Dreifache gestiegen ist, daß sie mehr als Dreiviertel des heimischen Bedarfs deckt – diese Wunder sind das Verdienst einer seltsamen Besiedlungs- und Bebauungsmethode, der Kibbutzim, die der kommunistischen Kolchose vergleichbar erscheinen und doch sonst nirgendwo auf der Erde anzutreffen sind.

Nach der ersten russischen Revolution des Jahres 1905 strömten die ersten größeren Einwanderungswellen nach Palästina hinein. Die Juden aus Osteuropa, Bauern, Handwerker zumeist, brachten frühkommunistische, sozialistische Methoden und Vorstellungen ins Land. Sie gründeten die ersten Kibbutzim, Gemeinschafts- und Kollektivsiedlungen, um den Boden der Väter wieder urbar, nutzbar zu machen. Die Methode der Kibbutzim hat sich, mit mancherlei Abwandlungen und Verbesserungen, bis heute als nützlich erwiesen.

Das gesamte Eigentum gehört der Gemeinschaft. Die Organisation der Arbeit, die zumeist Landarbeit ist, in einigen Fällen auch schon Industrieproduktion bedeutet, erfolgt gemeinschaftlich. Die Mitglieder eines Kibbutz geben ihre Arbeitsleistung, sie empfangen dafür Unterkunft, Verpflegung, Kleidung, Erziehung, Kulturelles, Soziales. Die meisten Kibbutzim haben gemeinschaftliche Kinderhäuser, in denen die Kinder verpflegt, erzogen und geschult werden in einem Gemeinschaftsgeist, ohne den der Kibbutz keinen Bestand hätte. Die Wohnungen ermöglichen ein individuelles Leben und die notwendige Abgeschiedenheit. Nach Feierabend, gewöhnlich gegen vier Uhr, sind die Kinder bei den Eltern, und die Eltern haben außerhalb ihrer Sorgen und Nöte Zeit für die Sprößlinge, so daß zwischen Kindern und Eltern häufig ein viel herzlicheres Verhältnis und Verständnis beobachtet wird, als es in der Wettbewerbsgesellschaft außerhalb der Kibbutzim der Fall ist. Ein Kibbutz ist ein durch und durch demokratisches Gebilde, das entscheidende Gremium ist die Vollversammlung aller Mitglieder eines Kibbutz.

So ungefähr kann man den Grundtypus der Kibbutzim umreißen. Er ist aber im Laufe der Entwicklung abgewandelt worden vom streng Kollektivistischen bis hin zu sehr lockeren, liberalen Formen des Zusammenlebens und -arbeitens. Die Kibbutzim sind in großen Gruppen zusammengefaßt, die von Parteien und Gewerkschaften geleitet und geistig gelenkt werden. Daraus ergeben sich die Unterschiede der Formen. Die beiden größten Kibbutzimbewegungen zum Beispiel sind der linksgerichteten, zionistisch-sozialistischen Partei Mapam und der sozialistisch-demokratischen Partei Mapai angegliedert. Ebenso haben die kommunistische Partei und die rechtsgerichtete Cherut ihre Kibbutz-Gruppen. Ausschlaggebend für alle Formen ist – und darin unterscheiden sich die israelischen Kibbutzim grundlegend von den russischen oder mitteldeutschen Kolchosen –, daß in Israel niemand gezwungen wird, in einen Kibbutz einzutreten oder dort auszuharren. Leben und Arbeiten in einem Kibbutz kann nur freiwillig sein, weil es nicht das Wohlleben eines großstädtischen Bürgers ist, sondern das opferreiche, strapaziöse, zum Teil gefahrvolle Dasein im Kampf um Feld, Baum und Frucht und mit den arabischen Feinden Israels.

Es ist mehrfach vorgekommen, daß Kinder von alten Kibbutzniks, so nennen sie sich selbst, sich auflehnten gegen die Älteren und einen Kibbutz verließen. Meistens zogen sie dann nicht in eine der großen Städte, sondern in die Wüste oder an die gefährdeten Grenzen, wo sie nach eigenen, strengeren, idealistischen Vorstellungen einen neuen Kibbutz gründeten. Die Kibbutzniks, vor allem die jüngeren, die Sabras, haben ihre eigenen Lieder gedichtet und komponiert, sie feiern Feste, die sie selbst erfunden oder uralten, teilweise sogar vorhebräischen Festen nachgebildet haben. Zum Beispiel das Fest des ersten Weizenschnitts, das in einigen Kibbutzim an Stelle des jüdischen Paschafestes gefeiert wird. Dann ziehen sie hinaus auf die Felder, singen ihre Lieder von der friedlichen Eroberung des Landes, tanzen ihre Rund- und Gesellschaftstänze, spielen und vergnügen sich mit selbst erfundenen Wettspielen.

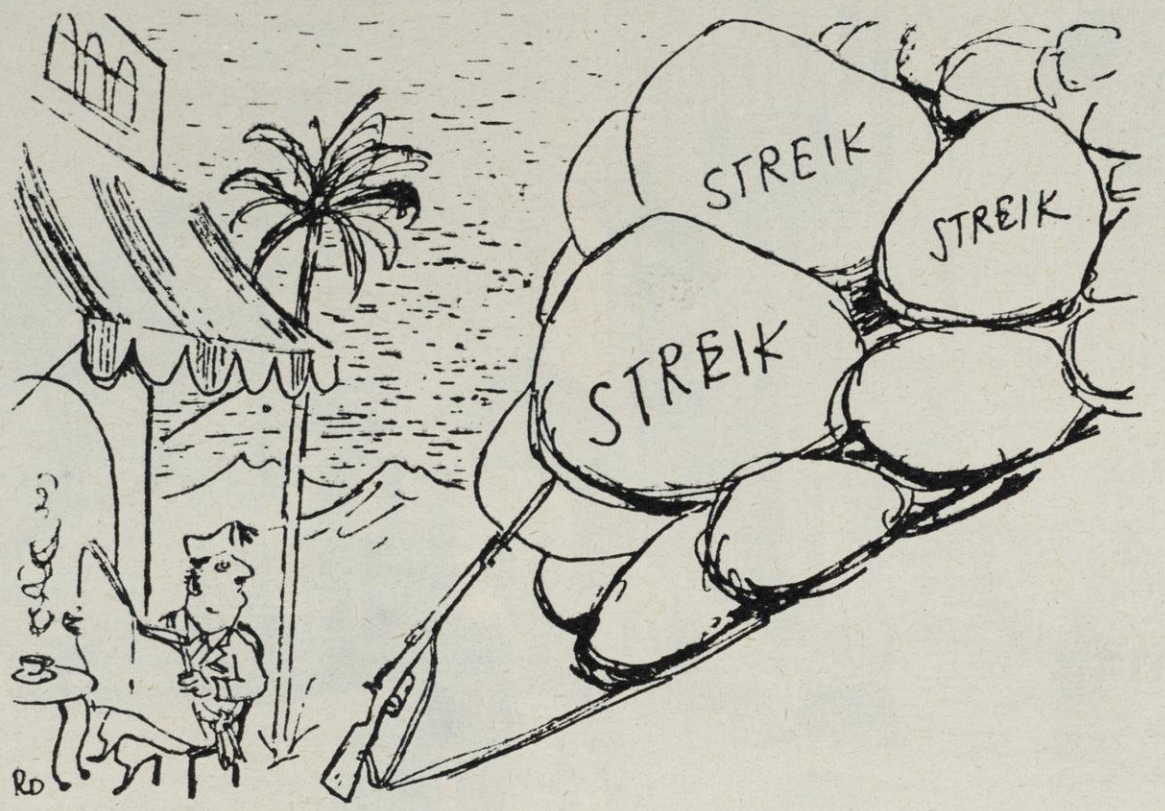
Die Bewegung der israelischen Kibbutzim ist nicht die Frucht einer vorgefaßten Meinung, einer Ideologie, einer Weltanschauung, einer realitätsfremden Politik, sondern das Ergebnis einer Notwendigkeit, einer Solidarität. Als die ersten Juden nach Palästina zurückkehrten, mußten sie sich aufeinander verlassen können, sonst wären sie allesamt verhungert oder verdurstet oder von den arabischen Feinden abgeschlachtet worden. Sie waren arm, also taten sie zusammen, was sie besaßen; sie hatten nur wenige landwirtschaftliche Geräte, also wurden sie gegenseitig ausgeliehen. Heute hat sich vieles geändert, aber noch immer sind die Siedler aufeinander angewiesen in dem unwirtlichen Land, das zudem von waffenstarrenden Gegnern umgeben ist, die auch heute noch bei jeder sich bietenden Gelegenheit öffentlich verkünden, den neuen Staat vernichten, die Juden ausrotten zu wollen.

Man täuscht sich, wenn man annimmt, ganz Israel oder doch ein großer Teil sei ein Kibbutz. Nicht einmal hunderttausend Menschen leben gegenwärtig in den Gemeinschaftssiedlungen. Die Zahl ist klein, die Wirkung aber ist groß; der Geist der Kibbutzim ist auch in den Städten zu spüren; und ihre Leistungen grenzen tatsächlich ans Wunderbare.

→

Die Streikbewegung in Spanien

Der Streik der spanischen Arbeiter wird immer mehr zu einem politischen Problem für die Regierung des Diktators Franco. Seit dem Beginn dieser Diktatur vor 23 Jahren ist es der größte Streik in Spanien. Immer mehr spanische Arbeitnehmer schließen sich der Streikbewegung an. Katholische Priester haben von der Kanzel die berechtigten Forderungen der Streikenden unterstützt. Der Internationale Bund Freier Gewerkschaften hat ebenso seine Solidarität erklärt wie die Industriegewerkschaft Metall im DGB, die 100000 DM für die Angehörigen der Streikenden bereitstellte.



Ob die Bajonette auch diesmal helfen . . . (Hamburger Echo)

Aus den Nachrichten, die der Internationale Bund Freier Gewerkschaften bisher erhalten hat, ergibt sich folgendes Bild: Die Bergarbeiter in Asturien arbeiten je sieben Stunden am Tag an sechs Tagen in der Woche; sie haben also eine Arbeitswoche von 42 Stunden.

Ihre Löhne sind seit 1959 nicht erhöht worden, obwohl selbst nach den amtlichen Angaben in dieser Zeit die Lebenshaltungskosten um 4½ v. H. gestiegen sind – nach nichtamtlichen Schätzungen dürfte es sich um mindestens 8 v. H. handeln.

Bei Ausbruch des Streiks betrug der Stundenlohn eines Kohlenhauers in Asturien 14,62 Peseten, während die Träger und Lader unter Tage einen Stundenlohn von 12,69 Peseten erhielten. Mit anderen Worten: der Mindesttageslohn eines Hauers betrug rund 102 Peseten und der eines Gehilfen 89 Peseten. Ungelernte Arbeiter erhalten 68 Peseten am Tag (15 Peseten = 1,– DM).

Die Löhne der spanischen Bergarbeiter und der Arbeiter im allgemeinen liegen weit unter einer erträglichen Norm, sie reichen kaum für die Nahrung einer Familie, geschweige denn für andere Ausgaben wie Wohnung, Kleidung usw. aus.

Nach einer Ermittlung, die von der Freien spanischen Gewerkschaftsorganisation UGT im Jahre 1961 in den Industriegebieten Nordspaniens durchgeführt wurde, sind die täglichen Ausgaben einer fünfköpfigen Familie durchschnittlich wie folgt:

Nahrung	**121 Peseten**
Kleidung und sonstige Lebensbedürfnisse	**26 Peseten**
Wohnung, Heizung, Licht, Wasser, Reinigung	**44 Peseten**
	191 Peseten

Auch früher schon waren unzureichende Löhne der Hauptgrund für die Kämpfe der asturischen Bergarbeiter. Der letzte große Streik in den asturischen Gruben fand vom 3. bis 17. März 1958 statt. Damals legten etwa 10000 Bergarbeiter im Gebiet von Sama de Langreo die Arbeit nieder. Die Regierung entsandte sofort Militär- und Polizeieinheiten, um die Bergwerke zu schließen und die Grubeneingänge zu bewachen. Der Streik wurde brutal unterdrückt: Die Regierung verkündete den Ausnahmezustand für das ganze Gebiet und zwang dadurch die meisten Arbeiter, die Arbeit wiederaufzunehmen. Es wurde bekanntgegeben, daß jeder nach Kriegsrecht zu jeder Art von Arbeit ausgehoben werden könne. Das bedeutete, daß keine Verhaftungsbefehle notwendig waren und die Polizei festgenommene Personen nicht, wie es im Gesetz vorgeschrieben ist, binnen 72 Stunden dem Untersuchungsrichter vorzuführen brauchte. Die Maßregelungen unter den Bergarbeitern nahmen gewaltige Ausmaße an: Sie wurden zu Hunderten verhaftet und verhört. Offiziell wurde bekanntgegeben, daß zwölf Streikführer verhaftet und gerichtlich verfolgt worden seien. Nach Schätzungen wurden aber mindestens 80 Arbeiter inhaftiert und mehr als 500 zur Grubenarbeit konskribiert.

Obwohl Streiks in Spanien illegal sind und daher kein Streik-

Reiseskizzen aus Israel

Die Sprache der Bibel

Das Wunderbarste für mich ist die Tatsache, daß in Israel die Sprache der Bibel gesprochen wird. Zu einem abendlichen Gespräch fuhr ich mit einem Taxi von Tel-Aviv nach Herzlia. Es war schon dunkel. Der Taxifahrer fand die Straße, nicht aber das Haus, in das ich eingeladen war. Und da Sabbat war, mochte er an keiner Haustür klingeln. Endlich stoppte er und erkundigte sich bei zwei jungen Mädchen, die einen Abendbummel machten. Als er wieder anfuhr, drehte er sich um und sagte mit geheimnisvollem Lächeln: „Was Sie da gehört haben, das war die Sprache der Bibel." Erst später begriff ich, daß ich den Satz wörtlich zu nehmen hatte.

In Israel werden heute an die siebzig Sprachen gesprochen; aus mindestens siebzig fremdsprachigen Nationen kamen die Juden ins Land, das sie als ihre Heimat empfanden. Wie sollten sich die Menschen verständigen, die wohl an den einen Gott glaubten, aber Kuh und Korn, Schuh und Gesetz und Gott anders benannten? Denn in Indien wie im Irak, in Marokko wie im Yemen, in Deutschland, Frankreich und Polen, in England, Argentinien und auf Island, in Rumänien wie in der Tschechoslowakei war Hebräisch nicht die Umgangssprache, sondern die Sprache der Gebete und Psalmen, die Kultsprache der Synagoge. Also beschlossen ein paar Männer, die man für verrückt erklärte, die neue Sprache des Staates Israel solle die alte Sprache der Bibel sein. Und so geschah es.

Heute spricht man in Israel auf der Straße die Sprache der Bibel. Und die moderne hebräische Sprache, die in allen Schulen gelehrt wird, die auch den älteren Einwanderern in einem durchdachten System von Kursen und Schulungen beigebracht wird, ist die Sprache König Davids. Zwei Generationen von israelischen Gelehrten und Erziehern ist es gelungen, die antike hebräische Sprache, die schon zur Zeit Christi eine tote Kultsprache war, wie das Lateinische in der katholischen Kirche eine Kultsprache ist, ins Leben zurückzurufen, in eine Alltagssprache zu verwandeln, die auch von Gelehrten und Wissenschaftlern gebraucht werden kann. Ein Volk erlebt gegenwärtig, im hellen Licht des Bewußtseins, die Neuentdeckung, Weiterentwicklung, Festigung der eigenen uralten Sprache.

Es versteht sich, daß der Wortschatz König Davids nicht ausreicht, um die Welt der Gegenwart, der Technik und Wirtschaft, zu benennen. Es wurde also eine Sprachakademie gegründet, deren Aufgabe es ist, die Entwicklung der hebräischen Sprache auf der Grundlage der Erforschung und Ergründung ihrer verschiedenen Epochen und Verzweigungen zu überwachen. Die Sprachgelehrten Israels waren und sind gezwungen, neue Wörter zu erfinden, damit der Wortschatz nicht mit Fremdwörtern überladen bleibe.

Ein neu erfundenes oder nach den alten Begriffen neu gebildetes Wort wird von der Sprachkommission sozusagen unters Volk geworfen. Es wird in den Amtsblättern veröffentlicht, dann versuchsweise in Zeitungen und Zeitschriften und im Rundfunk gebraucht. Das Volk selbst hat zu entscheiden, ob es das neue Wort in die Sprache aufnehmen will oder nicht. Da kann es

Fortsetzung von Seite 13

geld gezahlt wird, war das konkrete Ergebnis des Aufstandes von 1958 – dank der festen Haltung der Bergarbeiter – eine wesentliche Lohnerhöhung. Der oben erwähnte Tageslohn von 102 Peseten war ein Erfolg dieses Streiks.

*

Es sei daran erinnert, daß vor dem Bürgerkrieg die Bergarbeiter im Kohlengebiet Asturiens zu den überzeugtesten Anhängern der demokratischen Gewerkschaftsorganisation UGT gehörten. Im Jahre 1936 setzte der Bergarbeiterverband in Asturien als erster eine 42-Stunden-Woche, bezahlten Urlaub und eine Altersversorgung mit 55 Jahren durch. Diese Errungenschaften wurden beseitigt, als General Franco 1939 die Macht übernahm; erst nach dem Streik von 1958 wurde der 7-Stunden-Tag wieder eingeführt.

Nach Mitteilungen von Regierungsseite hat der Minister José Solis Ruiz, Generalsekretär der Falange und Leiter der spanischen „vertikalen" Gewerkschaften, nach einer Zusammenkunft mit Vertretern der Betriebsleitungen der bedeutendsten asturischen Bergwerke am 16. Mai 1962 im Namen der Regierung versprochen, die Möglichkeit einer Erhöhung der Bergarbeiterlöhne in Erwägung zu ziehen. Obwohl offiziell keine Zahlen veröffentlicht wurden, heißt es in Regierungskreisen, der Tageslohn der Hauer könnte möglicherweise auf 150 Peseten erhöht werden. Zu Beginn des gegenwärtigen Streiks hatten die asturischen Bergarbeiter eine Erhöhung des Mindesttageslohns auf 157 Peseten gefordert.

Dieser ganze Streik ist ein weiterer Beweis dafür, daß die staatlich gelenkten Gewerkschaften in Spanien keine echten Arbeiterorganisationen sind und nicht für die Rechte der Werktätigen eintreten. Sie erfassen Arbeiter und Angestellte und können ihrer ganzen Struktur nach nicht die Interessen der Arbeitnehmer verteidigen. In Arbeitskonflikten wie dem augenblicklichen Streik können diese Gewerkschaften nichts weiter tun, als die Anweisungen der Behörden und der Arbeitgeber auszuführen.

*

Die Haltung der Behörden im gegenwärtigen Konflikt war bisher jedenfalls weniger brutal als im Jahre 1958. Diesmal wollten sie offensichtlich blutige Zusammenstöße vermeiden. Die Regierung konzentrierte starke Armee- und Polizeieinheiten in den Bergwerksgebieten, griff zu verschiedenen Unterdrükkungsmaßnahmen und führte eine Reihe von Verhaftungen durch. Sie unterließ es jedoch, auf Arbeiter und Demonstranten zu schießen. Gleichzeitig versuchte sie, die Arbeiter durch Versprechungen von Lohnerhöhungen und sonstigen Verbesserungen der Arbeitsbedingungen zu beruhigen. Zum Beispiel erhielten die Eisenbahner kleinere Lohnerhöhungen und die Landarbeiter verbesserte Kinderzulagen.

Stark beeindruckt wurden die asturischen Bergarbeiter durch die Bekundungen der Teilnahme, der Solidarität und Unterstützung seitens der freien Gewerkschaften der Welt, über die sie durch ausländische Rundfunksendungen unterrichtet wurden. Das bestärkte sie in ihrer Entschlossenheit, den Streik erfolgreich durchzustehen. Ihrer Auffassung nach beginnt die eigentliche Gefahr für sie erst in der Zeit nach dem Streik, wenn sie die Wirkungen zu spüren bekommen. Sie glauben nämlich, daß es die Regierung während des Streiks mit Rücksicht auf die Weltmeinung nicht zum Äußersten kommen läßt, daß die Arbeiter aber dann, wenn sie endgültig ihre Arbeit wiederaufnehmen, mit Massenverfolgungen und Entlassungen werden rechnen müssen. Die Arbeitgeber, die Polizei und die sogenannten Gewerkschaften werden dann gegen alle vorgehen, die sie als Gegner des herrschenden Franco-Regimes ansehen.

denn zu tage- und wochenlangen Diskussionen und Beratungen kommen, ob ein neues Wort gut und richtig ist, ob es dem Sprachgefühl des Volkes entspricht, ob es gut und richtig klingt, ob es den Gegenstand exakt bezeichnet. Die Beschäftigung mit der eigenen Sprache, die Beobachtung der Entwicklung der hebräischen Sprache, die Diskussionen über neue Begriffe sind in Israel zu einem Volkssport geworden, der buchstäblich an der Straßenecke betrieben wird. Die Bibel wird zu Rate gezogen, der Talmud wird befragt; und in der Bibel, dem heiligen Buch der Juden, das sie allerdings auch als ein historisches und geographisches Buch auffassen, sind viele Israelis bewandert wie kaum ein Christ, der nicht beruflich dazu verpflichtet ist, im Neuen Testament. Aber nicht nur an den Straßenecken wird der Sprachensport betrieben, auch in der Knesseth. Es ist mehr als einmal vorgekommen, daß im Parlament eine politische Debatte unterbrochen wurde, um sich über Fragen der hebräischen Grammatik streiten, sich gegenseitig etymologisch, sprachkundlich aufzuklären, um ein altes oder ein neu gebildetes Wort auf seine Substanz und seine Brauchbarkeit hin untersuchen zu können.

Und wenn ein neues Wort nicht angenommen wird vom israelischen Volk, also auch vom Mann auf der Straße – das ist keine leere Floskel –, dann zieht die Sprachenkommission den Vorschlag zurück und wird eines Tages einen anderen unterbreiten. Ist es danach verwunderlich, daß Israel prozentual an zweiter Stelle der Buchproduktion in der Welt steht; daß in kaum einem anderen Land unseres Planeten so viel gelesen wird wie im Land zwischen Libanon und Ägypten, in dem die Menschen doch auch körperlich schwer arbeiten müssen? Der israelische Rundfunk, Kol Israel, die Stimme Israels, kann allerdings nicht nur in hebräischer Sprache senden, weil ja auch die anderen Sprachen weiterhin im Lande gesprochen werden sollen. Die Stimme Israels sendet ihre Nachrichten in Hebräisch und Arabisch, Englisch und Französisch, Spanisch und Italienisch. Außerdem sendet sie Sonderprogramme aus in Jiddisch, Ladino, Polnisch, Ungarisch, Persisch und dreimal wöchentlich in Maghrebinisch. Zeitungen und Zeitschriften, die keiner politischen Zensur unterliegen, erscheinen in zwölf verschiedenen Sprachen. Es gibt in Israel achtzehn Morgen- und zwei Abendzeitungen, zwei in deutscher Sprache, 320 periodisch erscheinende Zeitschriften, davon 200 auf hebräisch.

Ich muß gestehen, daß mich in Israel nichts so beeindruckt und erregt hat wie der Busschaffner oder der Straßenkehrer, die die Sprache der Bibel sprechen, sie nicht nur sprechen, sondern sich bei einer Zigarette oder einer Flasche Orangensaft auch darüber streiten können, ob das neue Wort für Transformator zum Beispiel Aussichten hat, angenommen zu werden oder nicht.

Ein Volk, das derart mit, in und durch seine Sprache lebt, kennt keine Langeweile, keinen Überdruß, keine Indolenz, da ist jeder Mensch wichtig, da wird jeder gebraucht. Das Volk Israels ist ein Volk, das sich seiner selbst bewußt geworden ist, das offen geblieben ist für all die Möglichkeiten einer lebendigen menschlichen Entwicklung, das noch nichts festgelegt, nichts versteinert hat, weder politisch noch geistig, weder technisch noch landwirtschaftlich, weder militärisch noch religiös. Offenheit ist die Lebensweise der Menschen in Israel.

Es gibt ein Wort, scheint mir, das die gesamte geistige, äußere wie innere Situation des Landes Israel und seiner Menschen charakterisiert: das Wort vorläufig. Ich habe es in Israel immer wieder gehört und realisiert gesehen. Vor-läufig, das heißt: ein Volk, ein Staat, ein Land auf dem Wege, auf dem Wege in eine Zukunft, die nicht im voraus bestimmt, nicht prädestiniert ist, auf dem Wege zu sich selbst; nach zweitausendjähriger Wanderung durch die Länder des Vorderen, Mittleren und Hinteren Orients, durch Nordafrika und Spanien, durch Europa, durch den Osten und durch Amerika und zuletzt durch unser eigenes Land – auf dem Wege zu sich selbst.

Ein paar Stationen dieses Weges habe ich beobachten dürfen, ein paar habe ich hier zu skizzieren versucht, in dem Bewußtsein, daß uns in Deutschland Zukunft und Schicksal des Landes Israel unmittelbar berühren; Deutsche und Juden sind unlöslich miteinander verknüpft, solange wir leben; wissend allerdings auch, daß es gegenwärtig auf unserem Planeten kein verlockenderes, erregenderes, Licht und Schatten werfendes, lebendigeres Land gibt als Israel.

Eisenbahnerjugend weiß, was sie will!

5. GdED-Bundesjugendkonferenz gegen Atombewaffnung und Meinungsmache

Manche Leute halten die Eisenbahn in Deutschland und anderswo für einen „konservativen Laden" und die Eisenbahner sehen sie als eine eigenwillige Spezies Arbeitnehmer an, sozusagen als „ein besonderes Völkchen für sich". Nun, vielleicht ist darin ein wahrer Kern. Tatsächlich betreiben manche Eisenbahner ihren Beruf als Leidenschaft oder aus Familientradition. Daß aber die jungen Eisenbahner mit beiden Beinen fest auf dieser Welt stehen – und sich vor allem mit Bewußtsein zum gewerkschaftlichen Lager bekennen –, das hat die Anfang Mai (3. Mai bis 5. Mai 1962) im Stuttgarter Gewerkschaftshaus abgehaltene 5. GdED-Bundesjugendkonferenz eindrucksvoll bewiesen.

Drei Tage lang haben die rund 200 Delegierten aus den Jugendgruppen der Gewerkschaft der Eisenbahner Deutschlands (GdED) als Vertreter von 20 000 Nachwuchskräften der Deutschen Bundesbahn beraten und diskutiert. Dieschließlich angenommenen Anträge und die gefaßten Entschließungen zeigen, daß die jungen Eisenbahnerinnen und Eisenbahner ihr Ohr am Puls der Zeit haben.

Hellhörig ...

Uns junge Gewerkschaftler interessiert natürlich vor allem auch, was die jungen Kollegen von der Eisenbahn an berufs- und lohnpolitischen Forderungen vorzubringen haben, wo sie besoldungsrechtlich der Schuh drückt und welche Wünsche im Hinblick auf die Ausbildung noch offen sind. Aber das beachtliche an der Stuttgarter Konferenz war, daß sich die Delegierten nicht nur auf Berufsfragen beschränkten – und man darf anerkennend vermerken, daß dieser Versuch von der Versammlungsleitung auch nirgends und zu keinem Punkt unternommen wurde –, sondern daß sie mutig auch heiße Eisen der „hohen Politik" angriffen. Sie haben mit einer ganzen Reihe ausgesprochen politischer Entschließungen all jenen eine deutliche Abfuhr erteilt, die der Gewerkschaftsjugend „Selbstbeschränkung" empfehlen.

Die jungen Delegierten, bei denen es sich ja genauso wie bei den Bundesjugendkongressen des DGB und der IG Metall keinesfalls um „blutige Anfänger" im gewerkschaftlichen Bereich handelt, haben sich deutlich geäußert:

Gegen Atombewaffnung

Vielleicht nutzt es nichts, aber die Delegierten haben nach ihrem Gewissen gehandelt und an die Staatsmänner in West und Ost appelliert, die Genfer Abrüstungsverhandlungen nicht durch Atombombenversuche zu gefährden.

Der deutschen Bundesregierung ins Stammbuch geschrieben war ein einstimmig angenommener Antrag gegen die Atombewaffnung. Die Bundesrepublik Deutschland, so heißt es in dem Antrag, habe in ihrer derzeitigen politischen Lage die geringste Veranlassung, einer Verschärfung der politischen Lage das Wort zu reden. Deshalb werden die angestrebte atomare Bewaffnung der Bundeswehr und eine weitere Verlängerung der Wehrdienstzeit abgelehnt.

Verlogene Kriegsliteratur

Der Einfluß antidemokratischer Kräfte und eine erhebliche Profitsucht sind nach der Überzeugung der Delegierten – und auch nach unserer eigenen – daran schuld, daß eine steigende Flut kriegsverherrlichender Literatur den deutschen Zeitschriftenmarkt überschwemmt. Gegen den damit verbundenen Versuch, der Jugend den Krieg als spannendes Abenteuer zu schildern, wurde auf das schärfste protestiert. Unsere Kollegen von der Eisenbahner-Gewerkschaft haben es beim Protest nicht bewenden lassen, sondern ihre Jugendleiter aufgefordert, entsprechende Aufklärungsarbeit in den Betrieben und Jugendgruppen zu leisten.

„Aktion Gemeinsinn" ungeeignet

Einen ungewollten Lacherfolg erzielte ein Sprecher mit seinem Versuch, das Pflichtjahr für Mädchen als ein Gegenstück zur Wehrpflicht für junge Männer schmackhaft zu machen.

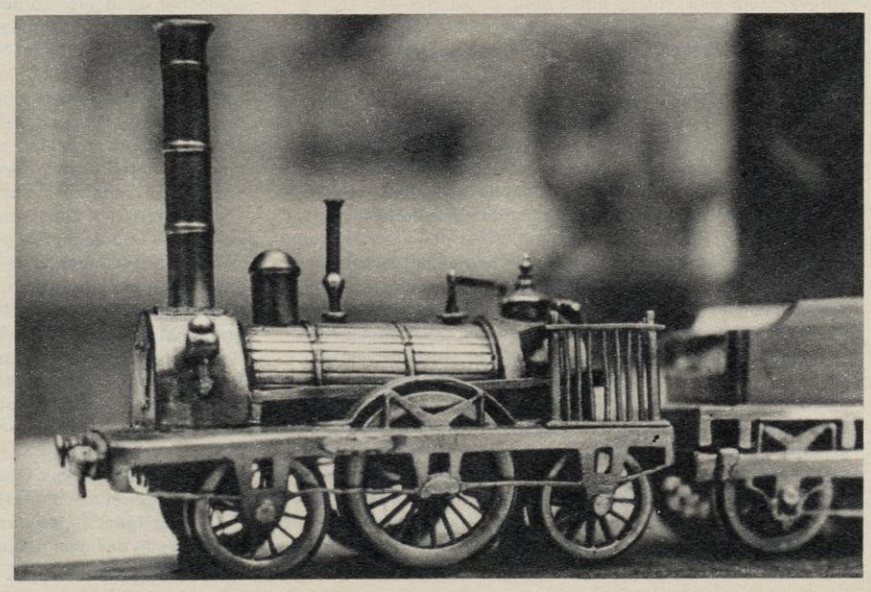
Jede Art von Pflichtjahr wurde von den Delegierten abgelehnt. Nach der Überzeugung der Konferenz ist auch die sogenannte „Aktion Gemeinsinn" ungeeignet, fehlende Hilfskräfte für Krankenhäuser und Pflegeheime zu bekommen.

Das Bekenntnis zu Berlin und zur deutschen Einheit und die Aufforderung, sich mit der „unbewältigten Vergangenheit" nicht durch „Phrasendreschen", sondern beispielsweise durch Besuche im ehemaligen Konzentrationslager Auschwitz auseinanderzusetzen, gehörten zu den weiteren von der Konferenz angenommenen politischen Anträgen und Entschließungen.

Gefährliches Notstandsrecht

Schwerste Bedenken wurden auf der Stuttgarter Konferenz gegen das geplante Notstandsgesetz geltend gemacht. Die Ablehnung eines solchen Gesetzes wird dann gefordert, wenn erstens die persönlichen Freiheiten über die im Grundgesetz gegebenen Möglichkeiten hinaus eingeschränkt werden sollten, zweitens die Gewerkschaften in ihren Rechten beeinträch-

Aus Großvaters Zeiten



tigt, drittens die Pressefreiheit nicht gewährleistet und viertens die parlamentarische Kontrolle nicht garantiert werden sollte. Ein ganzer Katalog von Einschränkungen also, der bei Beachtung dieser Hinweise die Ablehnung des Notstandsgesetzes als sicher erscheinen ließe.

Hundert Anträge

Die Skala von hundert Anträgen, die der 5. GdED-Bundesjugendkonferenz zur Beschlußfassung vorlagen, reichte weit: von der Anregung nach dem Ausbau internationaler Jugendbegegnungen über berufspolitische Forderungen bis zum Wunsch, in allen Schulen Lebens- und Sozialkunde stärker zu berücksichtigen.

Zahlreiche Anträge galten der beruflichen Entwicklung und der Ausbildung. Die GdED wurde beauftragt, sich dafür einzusetzen, daß Jungwerkern – die bei der DB einen gewissen Teil des Beamtennachwuchses stellen – der Besuch der Eisenbahnfachschule erleichtert wird. Es wurde ferner verlangt, die psychotechnische Eignungsuntersuchung so zu gestalten, daß es dem einzustellenden Jugendlichen schon auf Grund des Untersuchungsergebnisses möglich ist, seinen Werdegang bei der Bundesbahn klar zu erkennen.

Für die nichttechnischen Nachwuchskräfte sollen Ausbildungsbahnhöfe bestimmt werden, die mit freigestellten Ausbildern besetzt sein müssen im Gegensatz zur bisherigen Regelung, bei der die jungen Kollegen auf kleine, leistungsschwache Bahnhöfe geschickt werden.

Ein einheitliches Ausbildungsverfahren wurde auch für die Laufbahn der Technischen Bundesbahn-Assistenten gefordert. Das Ausbildungsverfahren für Handwerkslehrlinge soll unter Berücksichtigung der eingetretenen Arbeitszeitverkürzung neu gefaßt werden.

Großen Wert legten die Delegierten auf ihre Forderung, unter den Ausbildungsleitern und Lehrmeistern einen Erfahrungsaustausch zu schaffen um damit einen einheitlichen Ausbildungsstand zu sichern. Die Abteilung Jugend und Berufsausbildung beim Hauptvorstand der GdED hat hierzu schon sehr gute Vorarbeit durch die Einberufung solcher Treffen geleistet.

Grundsatzreferate

Zwei Grundsatzreferate standen im Mittelpunkt der Tagung: der 2. Vorsitzende der GdED, Mitglied des Verwaltungsrates der Deutschen Bundesbahn, Franz Eichinger, sprach zum Thema „Zukunft der Bundesbahn – Schicksal der Eisenbahner". Hans Hartmann, der rührige Leiter der Abteilung Jugend und Berufsausbildung beim Hauptvorstand der GdED, referierte über Jugendfragen und Berufspolitik.

Vier Länder vertreten

Die Eisenbahnen überschreiten die Landesgrenzen, und dem Eisenbahner ist vielleicht mehr als manchem anderen ein Hauch internationaler Gesinnung eigen. So nimmt es nicht wunder, bei den Tagungen der GdED immer wieder auch ausländische Gewerkschaftskollegen anzutreffen. Mit den Bruderorganisationen in Österreich, der Schweiz und Luxemburg hat die GdED-Jugend seit längerem schon ein herzliches Einvernehmen. Auch diesmal waren die für die Jugendarbeit der dortigen Eisenbahner-Gewerkschaften verantwortlichen Kollegen als Ehrengäste anwesend.

„Den Gebrauch der Muße erlernen"

Es war Hans Hartmann, der diese Formulierung bei der Eröffnung der mit der Konferenz verbundenen GdED-Freizeit-Ausstellung gebrauchte. Der bekannte Maler und Grafiker Hans Tombrok, selber einst aus der Laienkunst hervorgegangen, gab den jungen Laienkünstlern gute Worte mit auf den Weg. Die Gewerkschaften sollten sich die Förderung der Musen weiterhin in starkem Maße angelegen sein lassen, meinte Tombrok. Man könne Laienkunst nicht hoch genug bewerten.

Rund 300 Arbeiten waren zu dem von der GdED-Jugend für die Monate Januar bis März 1962 ausgeschriebenen Freizeit-Wettbewerb eingegangen: Fotos, Zeichnungen, Ölgemälde, Linolschnitte, Webereien, Bastelarbeiten, Plakate, kunsthandwerkliche Gegenstände. Der Lichthof des Gewerkschaftshauses bot so mit den ausgestellten Arbeiten ein eindrucksvolles Bild. Die Schau zeigte überzeugend, daß sich die jungen Eisenbahnerinnen und Eisenbahner mit den Musen auch da schnell anzufreunden vermögen, wo sie zunächst noch mit der Spröde des Materials und des Themas ringen. Die Jury hatte bei der Beurteilung der Stücke betont, die Einsendungen zeigten deutlich, daß die jungen Leute über das Dilettantische hinaus zu einer echten Leistung fähig seien.

Die GdED will zur Förderung dieser vielen Kräfte ihren Freizeit-Wettbewerb zu einer Dauereinrichtung machen und beabsichtigt, ihn in etwa zwei Jahren erneut auszuschreiben.

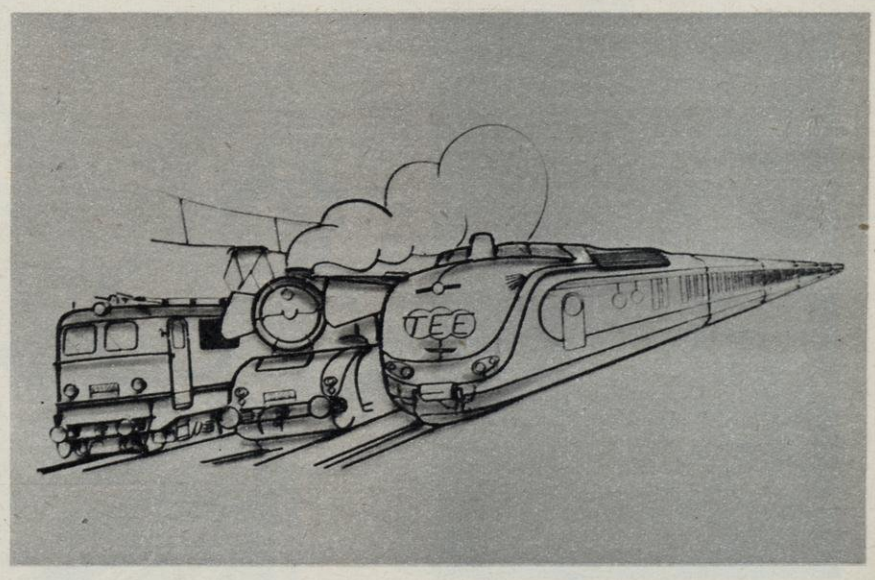
W. S.

Fotos: Udo Hoffmann

Linolschnitt eines jungen Eisenbahners

Franz Eichinger verteilt die Preise des Freizeit-Wettbewerbs

Piekfein! Ganz modern!



Unsere Freundlichkeit mit Hintergründen

Von Oscar Maria Graf

Wir Berger Schulkinder haben von jeher als die feineren und gescheitesten gegolten. Unser Dorf liegt am See, ist Dampfschiffstation, hat das königliche Schloß mit seinem Park, und seitdem der König Ludwig II. bei uns ertrunken ist, heißt die Wiesmaierwirtschaft „Gasthof zum König Ludwig". Ein Seehotel haben wir bekommen, und seit Königszeiten haben sich die vielen, schönen Herrschaftsvillen ziemlich vermehrt, die feinsten Leute sind da, und im Sommer kommen haufenweise Sommerfrischler. Darum sind wir zur Freundlichkeit angehalten worden, grüßen jeden Fremden, und wenn sie uns was fragen, geben wir ihnen beflissen Antworten. Ein dummes Anglotzen der Herrschaften, auch wenn sie oft noch so neumodisch und sonderbar angezogen sind, gibt es bei uns nicht wie bei den „Drenteren". Dieses sind die Kinder von Kempfenhausen, Harkirchen, Farchach, Bachhausen und Moerlbach, welche alle weit weg vom Seeufer oder hinter dem Hügelbuckel von unserem Pfarrdorf Aufkirchen liegen, und wo es bloß Bauern oder Kleinhäusler gibt. Da kommen höchstenfalls einmal etliche Ausflügler hin, aber ständige Sommerfrischler sind dort nicht.

Wegen unserem Feinersein haben wir beim Hauptlehrer Maenner auch immer den Vorzug gehabt. Das ist aber auch ein Nachteil für uns gewesen, denn wenn von uns einer was Unrechtes getan hat oder sehr dumm gewesen ist, mit dem ist der Lehrer viel strenger umgegangen, oder er hat ihn einfach verachtet. Nicht selten hat er einem, dem wo er Tatzen gegeben oder übergelegt hat, auch noch eine Strafpredigt gehalten. Dieses hat natürlich die „Drenteren" immer sehr gefreut, und in der Pause haben sie alsdann gespöttelt:

„Hälepätsch' Hälepätsch'.
Siebngscheite Berger,
enk haut der Lehrer alle Täg
und mir kriagn koane Schläg' . . ."

Was wir deswegen schon gerauft haben, ist gar nicht abzuzählen. Ich habe dem Neuchlpeter von Farchach einmal einen auf der Straße angebackenen Kuhfladen mitten ins Gesicht geschmissen, daß er fast erstickt wäre. Aber das ist in der Aufkirchner Schule passiert, bei uns daheim in Berg sind wir in der Sommerfrischenzeit die freundlichsten und sittsamsten Kinder gewesen, was die Herrschaften oft gesagt haben. Wir haben uns diese feinen Leute immer genau angeschaut, besonders die Damen. Wenn wir einer solchen die Hand gegeben, oft auch noch einen Knicks gemacht und „Grüß Gott, gnädige Frau" gesagt haben, da ist meistens ein Fünferl, ein Zehnerl oder ein Schokalad' für uns herausgesprungen.

Besonders geschätzt haben wir das Fräulein Knecht. Das ist eine große, hochbusige, immer recht auffällig in Samt und Seide gekleidete Dame gewesen, die schon von weitem geduftet hat wie ein ganzer Rosengarten. Sie hat immer einen großen Sommerhut mit allerhand Blumen aufgehabt, blitzende Perlenketten um den Hals und die Hände voller Ringe. Jeden Tag ist sie mit ihren zwei kleinen, braunen, langhaarigen Schoßhunden durchs Dorf stolziert, und manchmal hat sie ein grauhaariger Herr mit einem steifen Hut, einem Zwicker, einem schönen grauen Vollbart und einem dunklen Gehrock begleitet. Unser Vater hat gesagt, der Herr ist ihr Galan, die zwei leben im „Konkubinat", und die Dame ist dem Herrn seine „Matreß". Diese sonderbaren Wörter haben wir nicht verstanden,aber sie sind für uns ein Zeichen gewesen, daß das Paar ganz was Hochfeines sein muß und womöglich vom Ausland ist, wenn sie auch eine prachtvolle Villa am See gehabt haben.

Wenn wir dem Fräulein Knecht die Hand gegeben haben, hat sie uns immer recht freundlich und geschmeichelt angelächelt, gleich ihre silberne Handtasche aufgemacht und uns meistens zwanzig Pfennig und oft sogar ein Fufzgerl geschenkt, und wenn der Herr bei ihr gewesen ist, der ist genauso splendid gewesen. „Egon", hat sie da meistens zu ihm gesagt, „gib du für mich . . . Ich hab kein Kleingeld."

Diese Freigebigkeit vom feinen Fräulein Knecht hat den Martl auf die Idee gebracht, daß wir da schon extra was bieten müssen. Auf das hin haben wir ihr meistens einen Büschel Schlüsselblumen oder Anemonen gegeben. Das hat sie sehr gefreut, sie hat recht freundlich auf uns herabgeschaut, mit ihrer weichen Hand über unseren Kopf gestreichelt und zu ihrem Herrn Egon „was für reizende Kinder . . . So herzig", gesagt.

Von da ab haben wir das Blumenbrocken eifrig betrieben, weil auch andere Herrschaften von unserer Aufmerksamkeit sehr eingenommen waren. Freilich die Freigebigkeit wie das Fräulein Knecht haben sie nicht gezeigt, ja oft haben sie sogar bloß recht schäbig gedankt. Die bissige Frau Hauptmann Retter, welche sich immer über das Singen unserer Bäcker bei der Nachtarbeit beschwert hat, die hat auch bloß recht süßmäulig gedankt und alsdann gleich gar noch gesagt, ob wir ihr nicht für ihr Wohnzimmer noch einen recht schönen Strauß bringen könnten, wir kriegen dann was Schönes. Wie wir aber die Blumen gebracht haben, hat sie jedem bloß zwei steinharte von ihren selbstgebackenen Plätzchen gegeben.

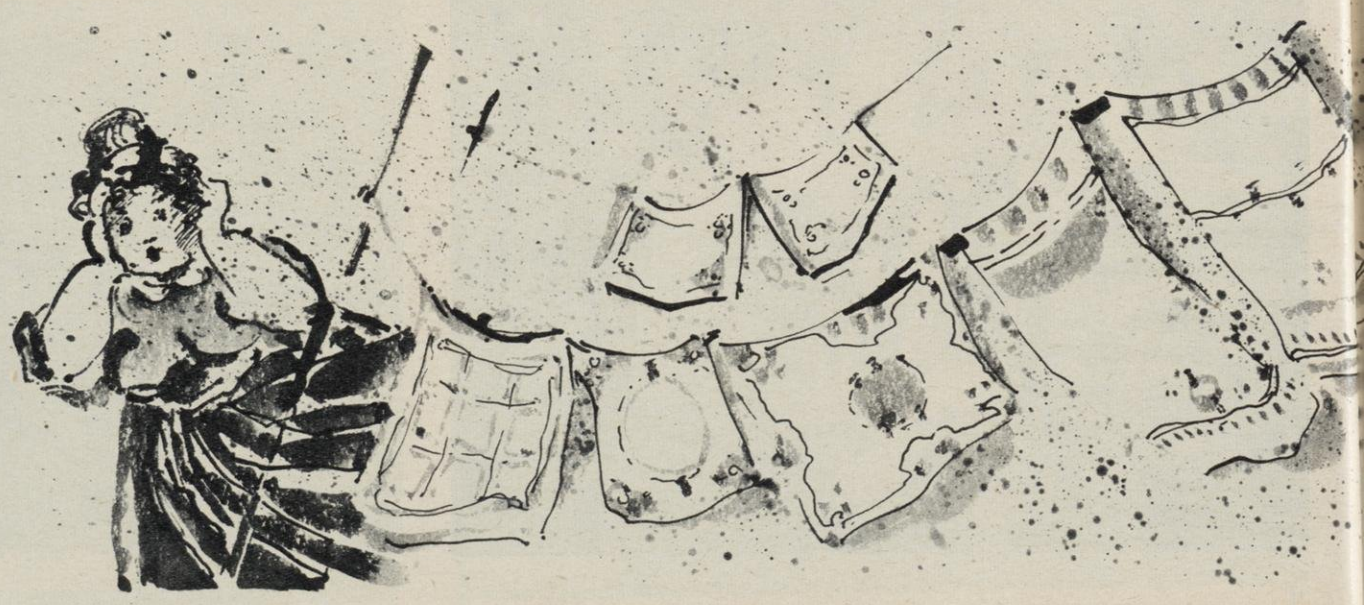
„Herrgott", habe ich da gesagt, „ist dir dös aber a Geizkrogn, a windiger!" und die Nanndl und der Martl haben gemeint, derer müssen wir auf die Seite gehen, sonst hält sie uns womöglich nochmal an, für ihr Wohnzimmer Blumen zu brocken. Aber wie der Teufel sein wollte, schon etliche Tage drauf ist sie uns wieder begegnet und hat wirklich einen solchen Wunsch vorgebracht. „Nein" sagen habe wir nicht können. Da hätte sie sich gleich wieder bei uns im Laden und beim Kramerfeicht über unsere Rüpelhaftigkeit beschwert. Also haben wir ihr samt unserer Wut gefolgt und wieder etliche von ihren altbackenen Plätzchen gekriegt, aber zum Glück hat uns der rote Kaschpa, der schon lang einen Hock auf sie gehabt hat, einen Rat gesagt, wie wir ihr beikommen. Ihre schieche, zaundürre Tochter nämlich hat oft den halben Tag Klavier gespielt und sehr falsch, aber furchtbar laut dazu gesungen, so daß unsere Bäcker nicht schlafen haben können. Die Retter-Vera ist überhaupt eine recht kindische, spinnerte alte Jungfrau gewesen und hat sich bloß immer mit unserer Nanndl abgegeben, als wie wenn die ihre einzige und allerbeste Freundin wäre. Einmal ist sie dahergekommen, weil sie sich in die Hand geschnitten hat und hat gewimmert: „Ach, Annchen, was soll ich denn da tun . . .? Das blutet ja schrecklich, schau doch! . . . Gar nicht aufhören will's . . ."

„Oh, da müss'n S' Salz 'neitun, Fräuln Vera... Das hilft. Da heilt's auch recht schnell", hat ihr die Nanndl geraten, und nachher haben wir sie furchtbar plärren hören. Gleich ist die Frau Hauptmann zu uns herüber und hat weiß Gott wie geschimpft, aber da ist es sogar unserer Mutter zu dumm geworden, und sie hat gesagt: „Ja no, das Fräuln Vera ist doch eine ausg'wachsne Person! . . . Wos frogt s' denn do Kinder? Dö wissen 's doch net . . ." Da ist die Frau Hauptmann beleidigt abgezogen. Wir sind froh gewesen, daß sie sich eine Zeitlang nicht mehr sehen gelassen hat. Und wie wir uns also über ihre Schäbigkeit bei unserem Blumenbringen gewurmt haben, hat der Kaschpa uns eine große Flasche Baldrian gegeben und gesagt, die wollen wir insgeheim nach dem Gebetläuten rund um das Retterhaus herum ausgießen. Das hat aber vielleicht jede Nacht so eine Katzenmusik da drüben gegeben! Kein Wassergießen und Steinwerfen, nichts, radikal gar nichts hat die bremsig gewordenen Katzen vertreiben können. Die ganzen Retters, der Herr Hauptmann und sie und die Vera haben gesagt, rein nervenkrank sind sie, und auf das hin sind sie auf drei Wochen ins Gebirg' zur Erholung gefahren.

Um dieselbige Zeit ist in der Wirtschaft neben uns, dem „Tutzinger Hof", eine Pächterin aufgezogen mit Namen Frau Selzle. Geheißen hat es, daß sie eine Witfrau ist, aber geschäftstüchtiger wie der beste Wirt. Stramm und gut rund um und um ist sie gewesen, und jeden Tag hat sie sich recht sauber herausgeputzt. Sehr leutselig war sie, reden hat sie können wie ein Wasserfall, ihr Bier und ihr Essen sind überall gelobt worden, und weil sie mit jedem Mannsbild ausnehmend gut umgehen hat können, ist in ihre Wirtschaft schnell ein richtiger Schwung hineingekommen.

Auch zu uns Kinder war die Frau Selzle sehr nett und hat einmal gesagt: „Geh, Kinder, brockt's mir doch auch einmal ein paar Büschel Blumen . . ."

„Oja, ja ja", haben wir gesagt, und sie wiederum sagte: „Ich geb' euch auch was dafür . . ." Sofort sind wir hinterm Dorf in die Goldnerwiese, und jeder hat gleich zwei Büschel Blumen gebracht. Hingegen, wie man sich doch oft



täuschen kann! Wir haben gemeint, die nette Frau Selzle laßt sich nicht lumpen und ist vielleicht genauso freigebig wie das Fräulein Knecht, und was gibt sie uns? Jedem bloß eine einzige dünngeselchte Wurst, wo bloß fünf Pfennig gekostet hat und kaum so lang war wie ein kleiner Finger von einem Weiberts! Nicht nur hundskniggerisch ist das gewesen, es war auch direkt grausam! Wo wir doch geselchte Würste über alles gern mögen und wenn wir einmal einen Geschmack davon gehabt haben, gleich hundert essen hätten können!

Der Frau Selzle ist gar nichts aufgegangen, wie wir noch stehengeblieben sind und sie sonderbar angeschaut haben. „So, Kinder, brav seid ihr g'wesen", hat sie bloß gesagt und sich gleich wieder an ihrem großen Herd zu schaffen gemacht. Draußen auf der Straße hat der Martl als erster gesagt, sie ist ein ganz geiziges Luder, der bringen wir nichts mehr. Eher werfen wir unsre Blumen vor ihr weg, wenn sie uns drum anbettelt, hat die Nanndl gemeint.

Wie wir so dastehen und uns von dem würzigen Geschmack der Wurst schier das Wasser im Maul zusammenlauft, sehen wir, daß die Frau Selzle die Blumen in hohen Gläsern an die offenen Wirtshausfenster stellt. Wir haben eine Zeitlang gewartet, bis sie wieder hinten in ihrer Kuchl war, sind hingeschlichen und haben unsre Blumen wieder genommen.

„Herrgott!" schlage ich tollkühn vor, weil ich noch voller Gier auf eine weitere Wurst gewesen bin: „Wißt's wos? ... Jetzt trog'n mir's ihrer wieder nei in d'Kuchl, nachher gibt's uens vielleicht noch oane ..." Doch die Nanndl und der Martl haben gesagt, das bringt uns ganz bestimmt auf, weil sie die Blumen gleich wieder in die Wirtsstube tragt und dann sieht, was passiert ist.

Auf das hin haben wir es uns anders überlegt. Wir sind ans Seeufer nach Unterberg hinunter und haben, wenn die es auch gar nicht gewollt, haben, ganz fremden Ausflüglern die Hand gegeben und sie freundlich gegrüßt. Verschiedene sind ganz baff gewesen, weil wir ihnen ganz frech die Blumen hingehalten und gesagt haben: „Ein Zehnerl bloß ... Bloß ein Zehnerl." „Hochmut aber", haben wir in der Schule gelernt, „kommt zum Fall." Dieses alte Sprichwort ist leider schon ein paar Tage drauf an uns hinausgegangen. Nämlich wie wir der Frau Selzle wieder die Blumen vom offnen Fenster wegstehlen haben wollen, ist dummerweise ein Glas umgefallen. Es hat einen Kracher getan, und das hat uns verraten. Schon ist die Frau Selzle von ihrer Kuchl in die Wirtsstube gekommen und hat laut aufgeschimpft: „Ja, ihr Saubengel, ihr lausige! ... So eine Frechheit ist mir doch noch nie vorgekommen!" Gleich haben wir Reißaus genommen, aber dummerweise bin ich dabei gestolpert und hingefallen. Die Frau Selzle hat mich erwischt, mir eine Watschen gegeben und drauflosgeschrien: „Da bleibst, du Lauser, du frecher!" Ich habe sie recht wehleidig angeschaut und ganz unschuldig gelogen: „Mir hoben ja gor net doe Bleamin wolln, sondern den schöna Schmetterling, der wo auf'm Fensterbrett g'wen is ..."

„Also, da hört sich doch alles auf!" ist sie noch zorniger geworden: „So frech lüg'n! ... Was hast' denn dann in der Hand ...?" und gleich ist sie mit mir zu uns hinüber.
„Bäckervater, also so was Freches ..." hat sie angefangen und auf unseren Vater hineingeredet, daß der gar nicht zum Wort gekommen ist.

„Saubua!" hat er bloß gesagt und mir eine einzige Watschen gegeben, denn dieses viele Reden von der Frau Sezle hat seinen schnellen Zorn weggewischt, und er hat zum Ärger der Wirtin bloß noch gesagt: „Ja no, es san holt Lausbuabn und macha lauter so Dummheitn." Er hat mich halbwegs verwarnt, aber, komisch, wie die Frau Selzle draußen und weg war, haben er und unsre Mutter doch ein bissel lachen müssen und den Kopf geschüttelt: „Hm-ha, dö Dümern seid's ja ös noch lang net ... Wia enk bloß dös wieda ei'g'foin is ..." Fast hat es ausgeschaut, als wie wenn ihnen unsre Idee, der Selzle die Blumen bringen, sie ihr wieder zu stehlen und ganz frech von neuem bringen, ein klein bissel imponiert hätte. Trotzdem aber hat es mir der Vater alsdann doch streng verboten. Leider aber hat der Martl hübsch Prügl gekriegt daheim. Wegen dem haben wir der Frau Selzle an einem Samstag, wie sie grad die Wirtstube blitzblank herausgeputzt gehabt hat, durch die offenen Fenster ganze Haufen nasse Mistbatzen hineingeschmissen und sind in größtem Galopp auf und davon. Hinten draußen, wie wir durchs Enztal nach Unterberg hinuntergelaufen sind, haben wir sie klagen und plärren hören, aber machen hat man uns nichts können, weil wir erst nach ungefähr zwei Stunden vom Baden heimgekommen sind und getan haben, als wie wenn wir da die ganze Zeit gewesen und überhaupt nicht am „Tutzinger Hof" vorbeigekommen wären.

Wie eine Furie, haben sie beim Kramerfeicht und bei uns erzählt, ist die Frau Selzle dahergekommen und hat gesagt, das können bloß wir Lausbuben gewesen sein, kein Mensch im Dorf sonst will ihr was Böses; geweint, geklagt, geschimpft und gedroht hat sie, daß es schon fast ekelhaft geworden ist. „Mei Liaba, dö hot Hoor auf dö Zähn, wenn's a noch so oft recht süaß und freundli tuat", hat unser Vater über sie gesagt: „Dö is imstand und hoit an Schandarm wega jedn bissel ..."

Über das, daß sie uns gleich verdächtigt hat, haben wir uns geärgert und immer wieder gesagt: „Ja, Hergott, wos will denn dö vo' uens? ... Mir san doch den ganzn Tog beim Bodn g'wen ... Und jetz tat sie ois's auf uens schiabn! ... Mir wolln dera Madam ganz g'wiß nix mehr!" Hinwiederum etliche Wochen später haben wir hinten in ihrem Garten ihre aufgehängte Wäsche vollauf mit Ruß angestaubt und sind in unseren Heustock hinauf. Da haben wir ihre Jammertation gehört. Wahrscheinlich aber, weil ihr beim letzten Mal das Aufhetzen nicht hinausgegangen ist, ist sie diesmal nicht mehr zu uns und zum Kramerfeicht gekommen.
„So", hat der Martl gesagt, „jetzt is's g'straft gnua ... Jetz konn's uens gern hob, dös damisch' Luader ..." Und ich habe unseren Vater recht gegeben und gesagt, freundlich ist die gar nicht, drum verdient sie auch von uns keine Freundlichkeit nicht ...

Idee und Vollendung

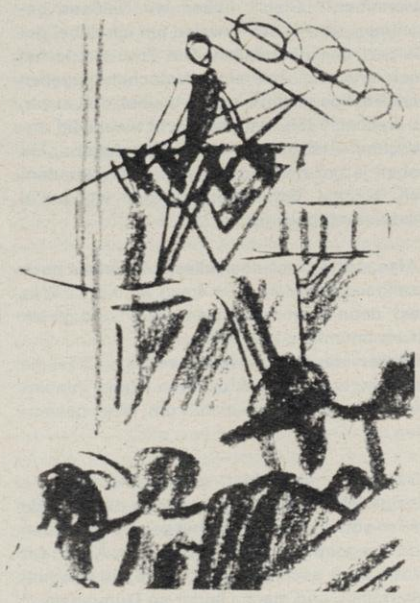
Kunstausstellung der 16. Ruhrfestspiele

In anderthalb Jahrzehnten haben die Ruhrfestspiele eine Tradition geschaffen. Und seit in diesem Rahmen Gemälde und angewandte Kunst, Plastiken und Graphiken gezeigt werden, spricht man auf dem Gebiet der Kunst von einem Recklinghäuser Ausstellungsstil. Was ist das? Jede Ausstellung steht hier unter einer großen Idee. Einmal heißt sie „Die Handschrift des Künstlers", ein andermal wurde gezeigt, wie Künstler verkannt werden können und auch wurden. Dann gedachte man der ehemaligen Reichshauptstadt Berlin als bedeutendes kulturelles Zentrum, aber auch das allgemeinere Thema „Schönheit aus der Hand und aus der Maschine" wurde hier behandelt. Oberstes Ziel aller Veranstaltungen ist im Grunde immer, die Besucher, die sich im Alltag nicht oder nur wenig mit der Kunst auseinandersetzen, an die Malerei, an die Zeichnung, an materialgerechtes und formschönes Gebrauchsgut heranzuführen. Das wollen natürlich auch andere Museen und Galerien. Aber die Ausstellungsleitung der Ruhrfestspiele geht den Weg der Gegenüberstellung von verschiedenen und verschiedenartigen Kunstwerken, bietet dem Betrachter praktische Bildvergleiche. Und damit bekommt die Kunst – und naturgemäß die Ruhrfestspielausstellung – nicht nur Freunde, sondern spendet auch Freude. Kunst dem Volke! Richtig.

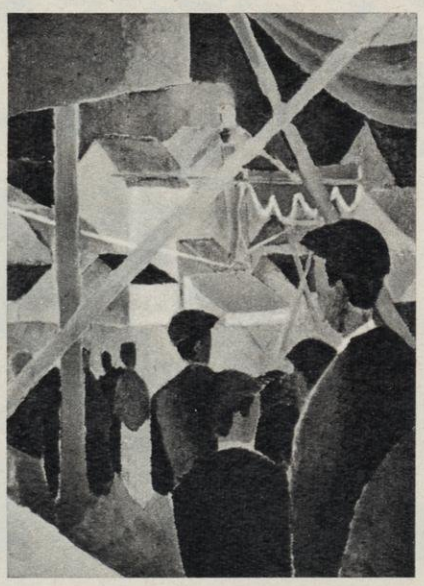
Aber nicht nach dem berüchtigten Rezept der Diktaturen. In Recklinghausen werden keine Konzessionen an den Publikumsgeschmack gemacht, und niemals ist die Kunst hier in den Dienst der Parteipolitik gestellt worden. Manchmal mag der eine oder der andere, der vor einem schwer zu verstehenden Bild steht, im ersten Augenblick verstimmt sein. Ist Kunst zu hoch für mich, wird er vielleicht fragen. Aber gerade in Recklinghausen gibt man sich Mühe, dem Publikum das „Verstehen" so leicht wie nur möglich zu machen, freilich unter Wahrung der künstlerischen Qualität. Schließlich – so wird richtig gesagt – muß auch in der Kunst vom Betrachter eine Mitarbeit gefordert und geleistet werden. Nichts fällt einem in den Schoß. Um so beglückender ist es, wenn man nach persönlichen Auseinandersetzungen mit den zunächst fremden Bildern oder Statuen merkt, wie das Kunstwerk zu sprechen anfängt. Der geistige „Genuß" stellt sich allmählich ein.

Tradition birgt aber auch Gefahren in sich. Man hat schon Stimmen gehört, daß der Recklinghäuser Stil in einer Sackgasse enden würde. Bisher hat er sich allerdings noch nicht totgelaufen. Das kann man mit Fug und Recht gerade angesichts der Ausstellung 1962, „Idee und Vollendung" betitelt, behaupten. Es ist die eindrucksvollste und vielleicht gerade durch ihre Einfachheit schönste Veranstaltung.

August Macke „Seiltänzer"



Vorstudien **und Vollendung**



Um was geht es diesmal? Schlicht gesagt: um den Laien teilhaben zu lassen am Schöpfungsprozeß des bildenden Künstlers. Wie entsteht ein Kunstwerk, was tut der Maler oder der Bildhauer, bis er sein Werk vollendet hat? Das kann man natürlich am besten in seinem Atelier miterleben. Aber wer hat schon die Gelegenheit dazu? Und wer kann dem Künstler wie ein Schatten – manchmal über Jahre hinaus – folgen? Wäre das im übrigen möglich, hätte man immer noch nicht alle Wege von der ersten Idee bis zur endgültigen Gestaltung aufgespürt. Denn jeder Maler, Grafiker, Bildhauer arbeitet ja nach seiner Methode, nicht selten auch ohne Methode, und oft entsteht sogar jedes einzelne Bild eines Künstlers auf ganz verschiedene Art.

In Recklinghausen werden zahlreiche Wege gezeigt, so daß man die Schöpfungsgeschichte jeweils eines Werkes miterleben kann. Miterleben, wenn der Betrachter – wie gesagt – vor den Bildern oder zusätzlich unterstützt durch Ausführungen im ausgezeichnet zusammengestellten Katalog mitarbeitet, mitdenkt, mitfühlt.

Franz Marc hat sich jahrelang mit dem Thema Pferd beschäftigt – in Wort und Bild. Aus den Jahren 1906, 1908/09 und 1911 werden in der Schau Pferdezeichnungen naturalistischen und vereinfachten Stils in Bleistift, Rötel und Kohle je nach dem Stadium zwischen „Idee und Vollendung" vorgeführt. Dazu können einige im Katalog abgedruckte Briefstellen des Malers nachgelesen werden – Berichte, Zweifel, dann wieder Hoffnung, ein Ringen um die Verwirklichung seines künstlerischen Planes. Wir erkennen, daß das Malen nun doch nicht so simpel ist, wie wir vielleicht gedacht haben, und das Sprichwort vom Meister, der noch nie vom Himmel gefallen ist, kommt uns in den Sinn. Das Ölgemälde „Lengrieser Pferdebild" (aus privatem amerikanischen Besitz) scheint „fertig" zu sein, überzeugt aber noch nicht so recht. Schließlich ist da noch das Gemälde aus der Stuttgarter Staatsgalerie „Die kleinen gelben Pferde" (1911). Ist dies erregende Bild nun wirklich das Endergebnis, die Vollendung? Ist „beendet" überhaupt gleichbedeutend mit „vollendet"? Vor diesem Gemälde Marcs würde man es vielleicht glauben. Aber nicht immer ist der Endpunkt einer gesamten Bildreihe auch das beste Ergebnis.

Wilhelm Leibl (1844–1900) hat sein „fertiges" Bild „Die Wildschützen" sogar zerschnitten, weil es seiner ursprünglichen Vorstellung nicht voll entsprach. Von hoher Künstlerschaft zeugen nun einige Details davon; frisch wirken

Die vier Bilder zeigen das Gemälde „Kartoffelesser" von Vincent Van Gogh in Idee und Vollendung.

seine Kohlezeichnungen. Auch hierüber gibt Recklinghausen Auskunft.

Von Van Gogh sind seine berühmten „Kartoffelesser" ausgestellt, also das Originalgemälde aus dem Jahre 1885, das viele von Kunstdrukken her kennen. Daneben sehen wir Kohlezeichnungen hierzu, detailierte Übungen nach der Natur, eine Katze, eine Hand, ein Teekessel, dann der Kopf einer Bäuerin (Ölstudie), schließlich ein kleiner erster Entwurf – insgesamt neun an der Zahl. Es wird dem Publikum gleichsam das „Rohmaterial" unterbreitet, aus dem Van Goghs genanntes Gemälde entstanden ist; und wenn wir uns etwas bemühen, können wir uns sicher gut vorstellen, wie sich der Maler mit seinem Thema, mit den Figuren und Objekten herumgeschlagen hat, bis er endlich seine mühsame und zugleich beglückende Arbeit vollendet hat.

Interessant sind auch die Beispiele des Franzosen Louis-Leopold Boilly („Atelier des Malers Isabey") und des Deutschen Adolf von Menzel („Krönung König Wilhelm I. in Königsberg"). Man sieht die große Anlage der gesamten Gruppenbilder und daneben die Einzelstudien in Öl, Bleistift und Aquarell, eine Reihe genauer kleiner Porträts, und man kann an Hand dieser gewissenhaften Studien ermessen, welche Mühe und Disziplin und welches Können zur Erstellung derartiger Bilder gehören. Nicht weniger natürlich als bei den modernen Kunstwerken – nur ist hier die Methode oft anders. Auf der Rückseite alter Zeitungen beginnt der Bildhauer Gustav Seitz (1906 in Mannheim geboren) seine mit Tuschpinsel sehr unakademisch hingesetzten Notierungen, wie er sich den französischen Dichter aus dem 15. Jahrhundert, François Villon, vorstellt; neun verschiedene Studien gruppieren sich um den Kopf in Bronze.

Käthe Kollwitz beschäftigt sich für ihre Radierung „Losbruch" (1902) vor allem mit der großen Frauenfigur im Vordergrund, ehe sie die Zeichnung in die Platte ritzt. Ebenfalls aufschlußreich, wie die Graphikerin auch die Kupferplatte mehrmals bearbeitet hat, bis der Zustand VII sie anscheinend befriedigt hat. Nicht anders geht es bei Rembrandt, dessen „Drei Kreuze" in mehreren Fassungen uns in Recklinghausen beeindrucken. Von hier zurück zur Bildhauerei: der oberdeutsche Meister E.S. schuf „Das Schweißtuch der Veronika" als Kupferstich, ein unbekannter Steinmetz fertigte danach eine Skulptur für das Portal der Stiftskirche in Baden-Baden an. Einen verwandten Weg beschritt ein unbekannter Meister des 16. Jahrhunderts, der eine Kinderfigur in Holz für das „Lebensalter" an der astronomischen Uhr des Straßburger Münsters schnitzte, und zwar nach dem Ölbild „Das Kind" von Tobias Stimmer, der gleichsam damit den Entwurf lieferte. Hier lagen „Idee und Vollendung" wie so oft in verschiedenen Händen. Anders die modernen Bildhauer Rodin, Bourdelle, Barlach, Lehmbruck, Lörscher, Hartung, Zadkine und Jaap Mooy, deren Gedankengänge zu jeweils einem Werk wir hier verfolgen können.

In Recklinghausen kommt man in diesem Jahr also dem künstlerischen Schaffensprozeß auf die Spur. Man kann viel „lernen". Aber man kann auch viel erleben. Denn wie immer das Werk „gemacht" wird, nicht der Weg zum endgültigen Gemälde oder zur Plastik ist wichtig – obzwar auch interessant –, sondern die künstlerische Qualität des fertigen oder auch unvollendeten Kunstwerkes. Und davon befindet sich in der Ruhrfestspielausstellung sehr viel.

Günther Ott

Fotos: Udo Hoffmann

Käthe Kollwitz „Losbruch"

Idee

Vollendung

Karen Blanguernon und Christian Doermer in „Das Brot der frühen Jahre"

Das Brot der frühen Jahre

Nicht nur in der Filmwelt, sondern weit darüber hinaus wartete man mit Hoffnung auf diesen Film, dessen Handlung die gleichnamige Novelle eines unserer bekanntesten und beliebtesten deutschen Schriftsteller, Heinrich Böll, zugrunde liegt. Herbert Vesely, ein eigenwilliger Regisseur von Format, führte Regie. Die Kamera bediente ein Meister, Wolf Wirth. Fünfhunderttausend Mark standen für den Film zur Verfügung. Das ist für einen Spielfilm nicht viel Geld.

Mit Spannung wurde die Uraufführung des Films bei den Festspielen in Cannes erwartet, aber der Beifall blieb karg, auch bei der kurz danach folgenden deutschen Erstaufführung vor geladenen Gästen.

Böll erzählt die Geschichte eines jungen Mechanikers, der fleißig und tüchtig ist und in unsere Wohlstandswelt fest eingebaut scheint. Er verdient gut, hat ein Auto und trägt doch in sich die Sehnsucht nach etwas, was er sich nicht erklären kann. Sein Vater schreibt ihm: „Vergiß nicht, daß Mullers Tochter Hedwig, für die Du das Zimmer besorgtest, heute mit dem Zug ankommt, der 11.47 dort einläuft. Sei nett, hole sie ab und denke daran, ein paar Blumen zu kaufen und freundlich zu sein. Versuche Dir vorzustellen, wie es solch einem Mädchen zumute ist: Sie kommt zum erstenmal allein in die Stadt, sie kennt die Straße, kennt den Stadtteil nicht, wo sie wohnen wird; alles ist ihr fremd, und der große Bahnhof mit dem Rummel um die Mittagszeit wird sie erschrekken. Bedenke: Sie ist zwanzig Jahre alt und kommt in die Stadt, um Lehrerin zu werden. Schade, daß Du Deine Sonntagsbesuche bei mir nicht mehr regelmäßig machen kannst – schade. Herzlich Vater."

Er holt das Mädchen Hedwig ab, und schal erscheint ihm die Welt, in der er bisher gelebt hat. Er verläßt Beruf, Wohlstand und seine bisherige Braut Ulla. Nur das Mädchen Hedwig ist seine Welt. Die Geschichte einer unabdingbaren Liebe, die der Dichter in den revolutionären Satz einmünden läßt: „Es gibt Nothochzeiten, wie es Nottaufen gibt."

Der Satz kommt auch im Film vor, aber er läßt ihn nicht zwingend werden. Damit ist auch das Urteil über den Film gesprochen. Die Kamera von Wolf Wirth gab zwar ein Bild schöner als das andere, aber sie löschte die Handlung weitgehend, sie raste, ließ kaum Zeit, um die Gesichter der beiden Hauptdarstellerinnen auseinanderzuhalten. Nicht der Regisseur, die Kamera führte Regie. So wurde der Film ein herrlicher Bilderbogen, aber kein Spielfilm. Der Spielfilm hat andere Gesetze als der Kulturfilm. Ein ehrenwerter Versuch, aber gescheitert. Vielleicht war das Ziel zu sehr auf einen Kunstfilm ausgerichtet. Schön und gut und nichts gegen Kunstfilme, aber sie helfen uns wenig in der deutschen Filmkrise. Was wir dringend brauchen, sind die Filme, die zwischen Schnulze und Kunstfilm liegen, wie wir sie einmal in Anfängen in den frühen Jahren nach 1945 nicht nur bei uns, sondern auch bei der DEFA hatten. Jungen Filmleuten wurde eine Chance gegeben. Sie wurde nicht ganz ausgenutzt. Soll man dem Regisseur Herbert Vesely und dem Kameramann Wolf Wirth eine neue Chance geben?

Ja!

Mehr als eine.

Hans Dohrenbusch

Atlas-Filmverleih

Filmsplitter

Also sprach Heinz Rühmann:
Echte Filmkritiker sind deshalb so selten, weil die meisten von ihnen den betreffenden Film nur als Abschußrampe für ihre eigenen Geistesraketen benutzen.

Das Horst-Wessel-Lied
Imre Lazar, ein seit 1956 in Wien lebender ungarischer Filmregisseur, wird voraussichtlich im Frühjahr einen Film mit dem Titel „Das Horst-Wessel-Lied" machen. Dazu erklärte er: „Ich will eine harte, realistische Filmballade drehen. Sie soll eine Anklage gegen jene Männer sein, die eine idealgesinnte Jugend für ihre Machtinstinkte mißbraucht haben." Die Worte klingen gut. Ob der Regisseur sein Projekt fern aller Gefilde platter, vergangenheitskritisch ambitionierter Konfektionsware ansiedeln wird, bleibt abzuwarten.

Internationale Filmfestspiele Karlsbad
An den 13. Internationalen Filmfestspielen in Karlsbad nehmen in diesem Jahr 42 Länder teil, darunter zum ersten Male die USA. In der Jury sitzen u.a. der russische Regisseur Tschuchrai, der sowjetzonale Regisseur Konrad Wolf und der französische Charakterschauspieler Bernard Blier. Als Jurymitglied der Bundesrepublik ist Bernhard Wicki vorgesehen.

Günstiges Geschäft
Ein sehr günstiges Geschäft konnte ein deutscher Verleiher auf den Filmfestspielen in Cannes abschließen. Er hatte einen sicheren Riecher für Qualität und erwarb für rund 160000,— DM die deutschen Aufführungsrechte eines brasilianischen Films. Dieser Film, betitelt „Das eingelöste Versprechen", der zuvor kaum von sich reden machte, wurde der Überraschungssieger des Festivals. Der deutsche Verleiher wäre, hätte er den Film nach der Preisverteilung erwerben wollen, unter 400000,— DM nicht davongekommen.

Statistik
Nach einer vor kurzem in einer amerikanischen Fachzeitschrift veröffentlichten Statistik sind die Einspielergebnisse ausländischer Filme in den USA im Jahre 1961 gegenüber dem Vorjahr weiterhin angestiegen.
In den USA mußten von den 1945 gezählten 19000 Kinos inzwischen 7000 schließen. Und doch: In Fachkreisen werden filmische Zukunftsaussichten recht günstig beurteilt. Denn – so konstatierte man – die Konkurrenz des Fernsehens sei im Abflauen, die Gewinnaussichten des amerikanischen Films aber im Steigen.

Betrüblich
Die amerikanischen Filmgewerkschaften veröffentlichten jetzt eine Statistik, nach der gegenwärtig ein Drittel der 2200 Kameraleute Hollywoods, 17 v.H. der Filmcutter und 40 v.H. aller Regisseure, Filmautoren und Schauspieler arbeitslos sind.
Ein Hauptgrund dieser ernst zu nehmenden Krise ist die Herstellung vieler Hollywoodfilme im Ausland. Die Hauptmitglieder der Gewerkschaften, die Statisten und Darsteller von Nebenrollen, sind am intensivsten betroffen.
Zieht ein Produzent mit einem Filmprojekt ins Ausland, so nimmt er nur wenige Spitzenkräfte mit. Der weit überwiegende „Rest" an Darstellern wird, was weit billiger ist, an Ort und Stelle engagiert.

Keine Filmsorgen
In Sowjetrußland, so erreicht uns jetzt die Nachricht, kann die Filmproduktion kaum mehr dem Konsumbedarf des Publikums beikommen. Die Zahl der Kinogänger soll 1961 auf 4 Milliarden gestiegen sein, die Lichtspieltheater selbst sollen gleichsam wie Pilze aus dem Boden schießen.

Neue Filme

Der Mann mit der grünen Nelke
Verleih Rank Film

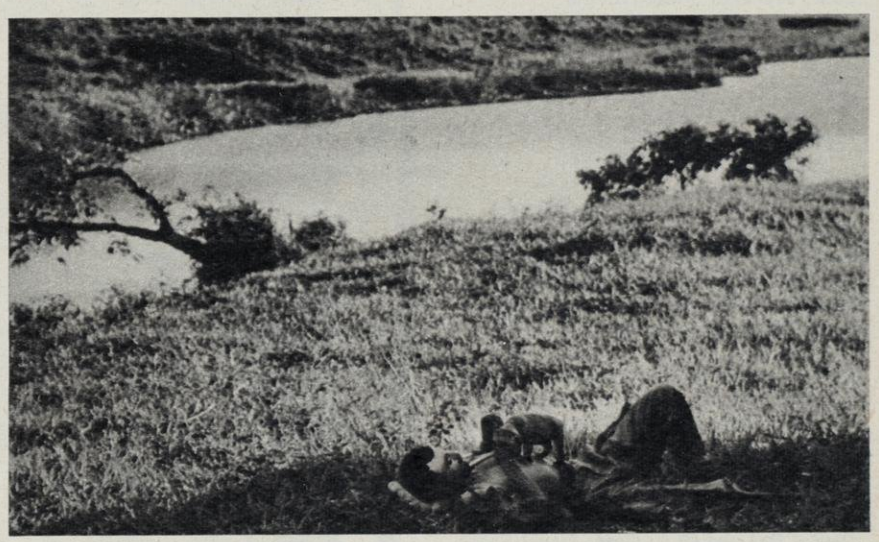
Nach langem, gewissenhaftem Studium der verschiedensten biographischen Quellen entstand dieser in seiner Haltung und Form typisch englische Film über das Leben des geistvollen Spötters und schonungslosen Zeitanalytikers Oscar Wilde, der mit der glanzvollen Premiere seines Stückes „Lady Windermeres Fächer" beginnt und mit Wildes Abreise ins Pariser Exil ausklingt.
In dem dazwischenliegenden Zeitraum fällt auch der beschämende Sodomistenprozeß, in dem Wilde zu zwei Jahren Zwangsarbeit abgeurteilt wurde. Mit sicher kombinierten Farben und im stilvollen Dekor des Fin de siècle verfolgt der Film minutiös die Geschehnisse in diesem und um diesen Prozeß.
Regisseur Ken Hughes indes filtert aus diesem etwas delikaten Stoff eine großzügigere, der großen Persönlichkeit des Dichters angemessenere Deutungsart. Hier wird die ganze geistig-körperliche Gespaltenheit Wildes, die ganze Tragik seines Seins überzeugend gestaltet, und hier findet die Beziehung des Mittelmäßigen zum Andersartigen, Genialen zeitlose, fast symbolische Überhöhung. Peter Finchs Darstellung des Oscar Wilde, da sitzt jede Gebärde, jede Bewegung, jedes Wildesche Bonmot, läßt die schauspielerischen Leistungen der übrigen Ensemblemitglieder stark abfallen.
Ein dankenswertes Vorhaben, das endlich mit den Tabus um Oscar Wilde brach, um ihm hier, über ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode, wieder die Achtung einzuräumen, die wir zwar nicht dem Künstler, wohl aber dem Menschen Wilde schuldig blieben.
H. P.

Licht auf der Piazza
Verleih MGM
Ins filmerprobt-kitschige Postkartenitalien führt uns dieser Streifen, den Regisseur Guy Green nach dem gleichnamigen Roman von Elizabeth Spencer fertigte. Wer das Buch kannte, hatte einiges mehr erwartet; wer aber gar in dankbarem Andenken an Greens meisterhaft inszenierten Film „Zorniges Schweigen" voreilig eine ähnliche Qualitätslage folgerte, sollte bitter enttäuscht werden.
Der aufmerksame Beschauer hatte mit einer im filmischen Bereich möglichen Verfeinerung der ohnehin recht gelungenen Vorlage gerechnet, wie groß also der Verdruß, als er statt der bezaubernden Leichtigkeit, der feinen Zwischentöne und statt jenes die Prosa Elizabeth Spencers so sehr auszeichnenden melancholischen, nachdenklich stimmenden Untertons einen vordergründig angelegten, in alberner Geschwätzigkeit und herkömmlicher Routine zerdehnten Film vorfand.
Und wer noch immer der modisch gewordenen Ansicht huldigt, nur uns Bundesdeutschen gelänge es, anspruchsvollen Unterhaltungsstoffen filmisch den Garaus zu machen, lasse sich hier einmal eines Besseren belehren. Doch diese Probe aufs Exempel fordert Geduld. Ganze unselige 90 (Film-)Minuten.
H. P.

Gerüchte

Von Jean Giraudoux

Ein Kriegsausbruch drohte. Wenn junge, kräftige Männer einer alten Dame in der Untergrundbahn ihren Platz anboten, sah man, wie diese den Kopf schüttelte und die Jungen bat, sitzen zu bleiben. Man sah Frauen mit erloschenen und Männer mit entflammten Gesichtern, doch die Flamme kam nicht aus ihnen selbst. Die Minister wiederum wagten nicht einander in die Augen zu sehen. Wenn dem so ist, droht der Krieg.
Es war knapp vor dem 14. Juli, dem Nationalfeiertag, und sehr heiß. Die Truppenparade wurde abgesagt. Vielleicht befürchtete man wieder zwei tödliche Sonnenstiche wie im Vorjahr, vielleicht wollte man diese zwei Menschen für einen anderen Tod aufsparen. Als ob angesichts der bevorstehenden Verschwendung solch kleine Einsparungen noch einen Sinn hätten! Nein, Frankreich sollte beruhigt sein, man würde seine Armee nicht zwei überflüssigen Todesfällen aussetzen. Nur fragte man sich, ob es gelingen würde, auch den Krieg abzusagen.
Es gab Minuten, da man mit Augen zu sehen vermeinte, wie siebzehnjährige Söhne zu Männern wurden. Morgens, als sie sich auf den Schulweg machten, waren es noch Knaben gewesen, mittags kamen sie mit einem Schnurrbartanflug nach Hause. In der Volksschule wurden an die kleinen Mädchen Gasmasken verteilt, und die Lehrerin hatte ihre Geschichtsstunde über den Krieg der Hundert Jahre vor maskierten Mädchen halten müssen. Einige



von ihnen hielten die schwere Maske nicht aus und übten dann in der Pause, so lange als möglich nicht zu atmen. Es gelang ihnen eine ganze Weile, und wenn auch nicht hundert Jahre, so doch eine volle Minute. Gegenseitig hielten sie sich Mund und Nase zu und taten ihr Bestes, bis sie sich strampelnd losmachen mußten.
In den Straßen sah man Männer voll fahriger Unentschlossenheit. Vielleicht überlegten sie, in welche Charakterschwäche sie abgleiten sollten, jetzt, da es keinen Sinn mehr hatte, sich oben zu halten. War es besser, sich einem gefühlsseligen, einem tatenlosen oder einem grausamen Krieg anheimzugeben? Entschloß sich einer für die letzte Art, so hatte es schon der Hund, der seine Beine streifte, zu büßen.
Die Sonnenuntergänge hinter dem Arc de Triomphe waren naturgemäß blutrot, und Vater Josephe erklärte seiner Tochter Baba, daß dort oben schon das ganze Blut des Krieges vorbereitet sei. Baba sah selbst, daß es Blut war. Kein Zweifel, man konnte sogar das frische vom geronnenen unterscheiden. Nur verstand sie nicht, wie man dieses erst zu vergießende Blut vorher sammeln und bereithalten konnte.
„Du wirst noch ganz andere Dinge sehen", sagte Josephe. „Schau dir diese Soldaten dort an, die meisten von ihnen sind schon tot." Baba versuchte, die Lebenden von den Toten zu unterscheiden, und entdeckte nach einer Weile, daß die Toten ein Auge trauriger hätten als das andere. Mochte das eine noch so heiter dreinsehen, das andere blieb todtraurig. Nun zählte sie die Männer mit solchen Augen – sie waren in der Überzahl. Josephe empfahl auch, sich nicht unter Flugzeugen aufzuhalten, die nicht die Nationalfarben auf den Tragflächen trugen. In dem Maß, wie der Friede schrumpfte, trat die Muskelstruktur des Kriegszustandes hervor. Verschiedene Geschäfte hoben sich von den übrigen ab: die Läden für Trauerkleider und die Lebensmittelgeschäfte. Frankreichs sichtbare Oberfläche war in Brot und schwarzem Krepp modelliert. Das Gold der Juweliergeschäfte schimmerte blank wie Waffen; Eheringe und Goldzähne zogen mit einemmal die Blicke auf sich, schienen die Knochen des Krieges.
Ein starker Ostwind war aufgekommen, der Wind, der vielleicht in Tagen schon Giftgas herantragen würde. Dann kam Westwind: nun wären die Gegner an der Reihe. An den Binnengewässern dort zogen sich die Ufer schroff zu Landesgrenzen zusammen. Und dann kam die Nacht, in der die Luft über ganz Paris erbebte. Niemand wußte später, was eigentlich geschehen war. Hatten sich die Phantome der Geschwader zweier feindlicher Mächte zu gespenstischem Treffen gefunden? – Am Morgen war der Himmel unbeteiligt, blau und klar – die erste Neutralität erklärt.
Vorderhand also keinen Krieg. Das bedrohende Land hatte in dieser Nacht aufgehört bedrohlich zu sein. Dank der Intervention einiger Großmächte wurde die internationale Politik der Sorge um mein Leben enthoben. Ich war erleichtert, denn offenbar war ich in ein Alter gekommen, in dem allgemeiner Heroismus den meinen mehr schmälert als fördert.
In dem Maß, wie das Toben des Meeres und die Katastrophen der Berge mir die Achtung vor Wasser und Erde nehmen, schwindet mit dem furchtbaren Unglück, das die Menschheit mit Krieg auf sich lädt, auch jede Überschätzung der Menschen und mir. Es kommt der Augenblick, da die Musiker weniger der Zuhörer bedürfen als der Stille. Leid und Todesangst erreichen mein Herz nur noch in der Atmosphäre bescheiden kampfloser Natur. In einem der Schönheit beraubten Land, wo über trüben Ebenen sich ein Himmel des Mittelmaßes wölbt, werde ich weinen können ...
Während die Garnisonen begannen, ihre mit der Munition ausgegebenen Proviantrationen an Zwieback und trockenen, lehmfarbenen Hülsenfrüchten an die Verpflegungsabteilung zurückzustellen, mußte ich mir, auf dem Weg in mein Amt, den Weg durch eine Menge bahnen, die auf die Nachricht der abgewendeten Gefahr auf die Straßen strömte. Ich schritt durch einen Karnevalstaumel: Mit den Requisiten ihrer wirklichen Stirnen, wirklichen Lippen und wirklichen Augen hatte sich die Bevölkerung zwischen gestern und heute in ein glückliches Volk verkleidet.

Foto: Robert Capa

Teenager im Kino

Von Willi Wegner

Ort der Handlung: Großstadtkino. Wandelhalle. – Zeit der Handlung: Gegenwart, abends, nach Schluß der Vorstellung. – Personen: Herr Mittelmann, Außenbeamter eines Institutes für Meinungsforschung; Ellen, ein hübsches, weibliches Wesen unter zwanzig; Hunderte von Kinobesuchern, die zu ihrer Garderobe, zur nahen Straßenbahnhaltestelle oder zu ihren entfernter gelegenen Parkplätzen wollen ...

Herr Mittelmann stürzt sich mit Notizbuch und Kugelschreiber auf Ellen. Er sagt: „Mittelmann! Institut für Meinungsforschung. Augenblicksbefragung von tausend Teenagern im Kino, gleichzeitig in zehn Großstädten der Bundesrepublik. Dürfen wir?"

„Bitte", sagt Ellen, „fragen Sie nur."

„Sie sind unter zwanzig?"

„Ja."

„Gehen Sie oft ins Kino?"

„Ja, sehr oft."

„Hmhm ... Der Streifen, der hier in diesem Hause zur Zeit läuft, ist, wie Ihnen bekannt sein dürfte, nicht jugendfrei", fährt Herr Mittelmann fort. „Sagen Sie uns bitte, was Ihnen an diesem Film besonders gefiel?"

„Daß er so offen ist, so gerade heraus ... ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll. Er zeigt das Leben, wie es ist", erwidert Ellen.

„Manchmal sehr hart, aber das Leben ist ja auch so."

„Danke! Das genügt zu dieser Frage! Sagen Sie uns aber auch, was Ihnen an diesem Film nicht gefiel, bitte."

Ellen überlegt nicht lange, sie sagt: „Daß er nicht für Jugendliche zugelassen ist."

„Ich kenne den Film nicht", sagt Herr Mittelmann, „aber ich nehme als selbstverständlich an, daß in diesem Streifen leichtbekleidete Frauenzimmer vorkommen. Stimmt das?"

„Ja, genau."

„Wie finden Sie denn das?"

„Ich war im letzten Sommer an der See", sagt Ellen, „da war's eigentlich viel schlimmer, was das betrifft. Und es waren auch viele Eltern dort mit ihren Kindern, die noch zur Schule gehen ..."

„Danke! Nun eine andere Frage: Sind Sie glücklich?"

„Ja, sehr."

„Warum? Haben Sie denn alles, was Sie sich wünschen?"

„Nein, längst nicht."

„Wie können Sie denn sagen, Sie seien glücklich?"

So schnell läßt sich Ellen nicht in Verlegenheit bringen. „Weil ein Mensch, der keine Wünsche mehr hat', sagt sie, „ein ziemlich armes Würstchen und bestimmt auch nicht besonders glücklich ist!"

„Eine Zwischenfrage: Woher haben Sie denn diese Weisheit?"
„Wissen Sie, ich sehe viele Filme ..."
Herr Mittelmann räuspert sich. Dann sagt er:
„Sie wohnen natürlich bei Ihren Eltern?"
„Nein, ich wohne nicht bei meinen Eltern."
„Sie haben also ein Zimmer?"
„Nein, eine kleine Wohnung."

„Aha! Würden Sie uns bitte erzählen, auf welche Weise Ihr Lebensunterhalt bestritten wird?"
„Ich bin berufstätig", sagt Ellen. „Und Heinz arbeitet ja auch."

„Soso!" macht Herr Mittelmann. Drei Seiten seines Notizblocks sind schon vollgeschrieben. Die Wandelhalle des Kinos hat sich ziemlich geleert, nur zwanzig oder dreißig Leutchen stehen noch um Herrn Mittelmann und Ellen herum und hören zu. „Glauben Sie", sagt Herr Mittelmann, „daß die heutige Jugend schlecht ist?"

„Die Jugend ist immer so schlecht", sagt Ellen, „wie die Erwachsenen sie haben will."

Herr Mittelmann überhört diese Antwort. „Wohin gehen Sie jetzt", fragt er, „würden Sie uns das sagen?"

„Warum nicht? Ich gehe nach Hause."

„Ist es nicht recht trostlos für einen Teenager, für ein so junges Mädchen, wie Sie es sind", forscht Herr Mittelmann weiter, „so spät abends in die vier eigenen trostlosen Wände zurückzukehren, ohne daß dort ... ein liebender Mensch ... ich meine ..."

„Wieso?" lacht Ellen. „Heinz wird schon auf mich warten! Sie müssen nämlich wissen, er spielt abends immer, wenn auch nicht sehr gern, Babysitter! Doch es läßt sich nun mal nicht ändern, da Susanne gerade ihre ersten Zähnchen bekommt."

„Dürfen wir fragen, wer diese Susanne ist?"
„Susanne? Das ist unsere Tochter!"

Herr Mittelmann schluckt dreimal kräftig.
„Dann ist also Heinz Ihr Mann?"
„Genau das!" sagt Ellen.

„Aber ... und trotzdem gehen Sie – eine so junge Ehefrau und Mutter – des Abends ins Kino?" wundert sich Herr Mittelmann vom Institut für Meinungsforschung. „Das ist doch sicher nur ein Ausnahmefall – oder?"

„Wieso? Ich gehe jeden Abend ins Kino!"

„Jeden Abend?"

„Ja. Unsere Ehe ist noch sehr jung, und es sind allerlei Anschaffungen nötig. Soviel verdient Heinz schließlich auch nicht. Da arbeite ich eben hier in diesem Lichtspieltheater als Platzanweiserin!"